

HERDER-KORRESPONDENZ

Erstes Heft - 9. Jahrgang - Oktober 1954

Die 76. Generalversammlung der deutschen Katholiken in Fulda

Der 76. Deutsche Katholikentag vom 31. August bis 5. September in Fulda wollte in besonderer Weise Zeugnis für Christus ablegen. Sein Wahlspruch lautete: Ihr sollt mir Zeugen sein (Apg. 1, 8). Das Wort von Berlin:

„Gott lebt, war gegen den gottlosen Kommunismus, den äußeren Feind, gesprochen. In Fulda wollte man dem inneren Feind antworten, durch den jeder einzelne Christ und die Gesellschaft als Ganzes bedroht sind. Dieser Feind ist der unchristliche Zeitgeist.“

Thema und Ort des Katholikentages ergaben sich aus dem Bonifatiusjahr. Am Grabe dieses Heiligen und im Zeichen seines Vermächtnisses sollten und konnten die Katholiken aus dem östlichen und westlichen Teil Deutschlands sich finden. Sein Name rief auch zahlreiche Katholiken des Auslands nach Fulda.

Die Gesamtzahl der Anwesenden schätzt man auf 200 000. Davon waren 35 000 Teilnehmer aus der Sowjetzone gekommen. Das Gros der westdeutschen Besucher beschränkte seine Teilnahme auf den Sonntag, während die Gäste von ostwärts zum größeren Teil schon im Laufe der Woche eingetroffen waren. Im Jugendlager trafen sich 7000 junge Menschen von Ost und 3000 von West, was sich zum Teil auf technische Gründe zurückführen läßt.

Freudig begrüßte man die Teilnahme fast des gesamten deutschen Episkopates, der soeben die Bischofskonferenz beendet hatte. Der vornehmste ausländische Gast war Kardinal Griffin von Westminster. Mehrere Missionsbischöfe und zahlreiche Glaubensbrüder und -schwestern aus den Missionsländern erinnerten daran, daß der Auftrag zum Zeugnis für Christus bis an die Grenzen der Erde geht.

Es mag sein, daß viele Katholikentagsbesucher von dem Zeugnis der Missionskirche, das in Form einer modernen Schau bei der Schlußkundgebung abgelegt wurde, am stärksten beeindruckt waren. Ein weiterer Ausdruck katholischen Zeugnisses für Christus war die Marienweihe der deutschen Katholiken, die Kardinal Frings am Samstagabend vollzog.

Unglücklicherweise wurde der Katholikentag durch ein sehr trauriges Ereignis überschattet. Die Annahme des Schulgesetzes durch den niedersächsischen Landtag rief allenthalben Sorge und Erschütterung hervor, der Kardinal Wendel bei der ersten öffentlichen Versammlung ergreifenden Ausdruck verlieh. Der Katholikentag äußerte sich in einem eigenen Wort dazu.

Wie schon früher, so trat auch diesmal die „Gemeinsamkeit des Zeugendienstes unter unserm Herrn“ in Erscheinung, von der der Vizepräsident des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Friedrich Lahusen, unter starkem Beifall sprach.

Es ist bezweifelt worden, ob Katholikentage in so kurzer Folge heute noch zweckdienlich seien. Ihre Ergebnisse könnten in der kurzen Zwischenzeit vielfach nicht genü-

gend verarbeitet werden. Dieser Einwand mag für die Arbeitsgemeinschaften, die seit Bochum mit dem allgemeinen Katholikentag verbunden sind, oder wenigstens für ihre derzeitige Form nicht ganz unberechtigt sein. Dagegen hat der Berliner und von neuem der Fuldaer Katholikentag, ebenso wie die evangelischen Kirchentage, erwiesen, daß eine Begegnung zwischen den Deutschen aus Ost und West nur noch unter Christen, im Raum der Kirchen möglich ist. Wenn auch selbst in Fulda zuweilen spürbar wurde, daß es für beide Teile schwer ist, die Lebenssituation des anderen wirklich zu verstehen, trat diese Schwierigkeit doch völlig zurück hinter der Freude über die menschliche Begegnung im gemeinsamen Glauben. Solange Deutschland geteilt ist, haben diese kirchlichen Veranstaltungen eine unersetzliche Bedeutung für die Einheit der Deutschen im Sinne der Stärkung des Glaubensbewußtseins und des Austausch der religiösen Erfahrung. Außerdem ist auch die religiöse Ergriffenheit und Gemeinschaft, die in Fulda wie auf den früheren Katholikentagen — wir denken besonders an Passau und Berlin — in Erscheinung trat, ein Impuls, auf den die Kirche in Deutschland nicht leichthin verzichten kann.

Die Arbeitstagung

Am Dienstag, dem 31. August, wurde mit einer Feierstunde in der Domkirche die dreitägige Arbeitstagung des Katholikentages eröffnet. Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Karl Fürst zu Löwenstein, stellte das Präsidium vor. Es bestand aus dem Präsidenten Anton Storch, Bundesminister für Arbeit, Bonn, und den Vizepräsidenten Frau Clara Tausendpfund, Regensburg, und Cuno Raabe, Oberbürgermeister von Fulda.

Karl Fürst zu Löwenstein begrüßte mit herzlichen Worten die deutschen Bischöfe und die Mitglieder der Arbeitstagung, darunter besonders die zahlreich erschienenen ausländischen Gäste. Er fuhr dann fort:

„Sie sind z. T. von weither nach Fulda gekommen und über viele Grenzen — aber es war nicht schwer, diese Grenzen zu überschreiten. Andere — schon jetzt sind es Tausende — kommen über eine Grenze, die nur 12 km entfernt ist — aber es ist ein großes Opfer, über diese Grenze zu kommen! Euch, deutsche Brüder und Schwestern, die ihr über diese Grenze zu uns gekommen seid, eine Grenze, die auch deutsche Bistümer mitten durchschneidet, gilt das Willkommen in Fulda mit besonderer Freude! Euch wünsche ich, daß die Tage beim hl. Bonifatius euch recht viel an Trost und Kraft und neues Heimatgefühl in der Gemeinschaft der Kirche mitgeben, uns allen aber, daß eure Teilnahme an unseren Beratungen diesen einen tieferen Ernst, eine besondere Bedeutung verleihen.“

Wir haben es uns nicht leichtgemacht, wie jeder erkennen kann, der das Programm gelesen hat. Ernsthaft wollen wir uns prüfen, wie in all den vielen Formen, die das Alltagsleben moderner Menschen bildet, ein wahrhaft christliches Leben bestehen kann. Wir wollen aber auch unsere Lage im heutigen Deutschland mit offenen Augen sehen. Daß in einem deutschen Bundesland, in Niedersachsen, heute schon wieder um grundlegendes Menschenrecht, nämlich das Elternrecht, gerungen werden muß, erfüllt uns mit tiefer Sorge. Wir werden als Katholiken ein Wort dazu sagen müssen.

Trotz aller Sorgen im eigenen Lande wollen wir uns dabei dieses Jahr besonders der Verantwortung bewußt werden, die über Deutschland hinausgeht. Internationale Zusammenarbeit, mit rechtem Wirklichkeitssinn unternommen, kann viele Probleme unserer Zeit lösen und gerade unserer Jugend neue Hoffnung schenken. Auch auf dem Wege zur echten europäischen Zusammenarbeit werden wir uns nicht entmutigen lassen.

Ganz besonders scheint mir notwendig, daß das katholische Deutschland dem großen Werk der Glaubensverbreitung wieder seine ganze Herzenswärme zuwende. In viele Länder sind zur Zeit unserer Väter deutsche Priester und Schwestern zur Missionsarbeit hinausgezogen. Heute leben dort, wo sie wirkten, hoffnungsvolle Christengemeinden. Aber zur weiteren Entfaltung, zur Gewinnung der Unzähligen, die gerade jetzt nach einer höheren Form des Gottesglaubens suchen, brauchen sie die Mitarbeit der alten christlichen Nationen und auch unseres Volkes! Es ist wie zur Zeit des hl. Bonifatius! Auch ihm waren frühere Generationen irischer Mönche nach Deutschland vorausgegangen, und doch: was wäre aus ihrem Werk geworden ohne Winfried, den großen Reformator im Herzen des Abendlandes.

Die Zeit der Kolonien, der Beherrschung fremder Völker durch europäische Mächte, dürfte vorbei sein. Die Zeit für die übernationale Zusammenarbeit im Weltreich der Kirche hat gerade erst begonnen! Unserem Volke wird heute in weiten Teilen der Welt ein besonderes Maß an Vertrauen entgegengebracht, weil wir seit einem Menschenalter nicht mehr zu den Kolonialmächten gehören. Es ist uns damit aber auch eine Verantwortung auferlegt, der wir uns nicht länger entziehen können.

Wer in diesen Tagen in stillem Gebet vor dem Grabe des hl. Bonifatius kniet und betrachtet, wie er im Grabmal den Deckel des Sarges hebt, voll heiliger Unruhe, wird verstehen, daß wir uns nicht seine Söhne nennen können, wenn nicht auch wir von dieser heiligen Unruhe erfüllt sein wollten.

Laßt uns oft dort knien in diesen Tagen — denn Katholikentage sind von jeher Tage gemeinsamen Gebetes gewesen, und stellen wir uns dabei besonders unter den Schutz der Gottesmutter, der Mutter vom Guten Rat, der Zuflucht der Christen!

Wir haben es auf uns genommen, an diesem deutschen Katholikentag uns, unsere Familien, unser ganzes Land der Mutter unseres Herrn zu weihen. Das wird nicht überall recht verstanden werden. Eine mir unbekannt evangelische Frau hat mir geschrieben: es mache ihr Sorgen, daß wir Katholiken uns anmaßen, Deutschland der Mutter Christi zu weihen, wo doch die Mehrzahl unseres Volkes anders empfinde. Dieses Anliegen nehme ich ernst, eine Weihe dieser Art ist tatsächlich in erster Linie ein Akt der persönlichen Hingabe, der nur für die ausgesprochen werden kann, die bereit sind, ihn zu vollziehen.

Wir deutschen Katholiken können also nur uns selbst der Gottesmutter weihen. Gleichzeitig freilich erbitten wir ihren himmlischen Schutz für unser ganzes Volk, unsere geliebte deutsche Heimat, und zwar in einer sehr ernsten Zeit. Daß wir von diesem fürbittenden Gebet niemand ausschließen, der mit uns das deutsche Schicksal tragen muß, wird auch unter evangelischen Christen verstanden werden. Begehen wir diese Tage in brüderlicher Liebe und voller Zuversicht.“

Am Schluß seiner Ansprache wies Karl Fürst zu Löwenstein auf die Frucht der verflossenen 75 Katholikentage für den deutschen Katholizismus hin. Freude an der Gemeinschaft, Einigkeit und Klarheit in den großen Fragen seien freilich kein Menschenwerk, sondern das Werk des Meisters, der zu seinen Jüngern gesagt hat: „Wenn zwei oder drei in meinem Namen beisammen sind, dann bin ich mitten unter ihnen.“

Der lutherische Protest gegen die Marienweihe

Das Wort des Präsidenten des Zentralkomitees zur Marienweihe, das auf die vielfältig geäußerten Einwände der evangelischen Christen gegen die Weihe des ganzen deutschen Volkes an die Mutter Gottes antwortete und die Intention des Katholikentages erläuterte, fand in der Öffentlichkeit leider nicht genug Beachtung. So konnte der leitende Bischof der VELKD, Landesbischof Meiser, München, ein Telegramm an Kardinal Frings senden, in dem er dagegen protestierte, daß sich diese Weihe auf das gesamte deutsche Volk beziehen sollte. Bei einer genügenden Beachtung der beiden von Fürst Löwenstein unterschiedenen Elemente — dem Akt der persönlichen Hingabe, der nur für die ausgesprochen wird, die bereit sind, ihn zu vollziehen, und dem fürbittenden Gebet, von dem niemand ausgeschlossen werden soll, der das deutsche Schicksal mittragen muß — hätte ein solcher Protest wohl nicht geäußert werden brauchen. Offenbar war Landesbischof Meiser nicht richtig orientiert. Deshalb konnte Erzbischof Lorenz Jaeger in seiner Predigt beim Festgottesdienst am Sonntag von einer „spontanen, ganz unüberlegten Reaktion“ Bischof Meisers sprechen. Auch in einer neuerlichen Erklärung vom 14. September nimmt D. Meiser von der Interpretation des Präsidenten des Zentralkomitees keinerlei Notiz.

Der gottverbundene Mensch in der Welt

Den einleitenden Vortrag zu den Arbeitsgemeinschaften, die das christliche Zeugnis in den verschiedenen Kulturbereichen zum Thema hatten, hielt Prof. Michael Schmaus, München. Er stellte die Frage: „Wie wirkt der Mensch, der in Christus lebt und dadurch Gott verbunden ist, in die Welt hinein?“

„Die christusgläubigen Menschen sind aufgerufen und verpflichtet, in der Zwischenzeit zwischen dem irdischen Leben Christi und der endgültigen Aufrichtung der Gottes Herrschaft bei seiner zweiten Wiederkunft die Herrschaft Gottes in der Welt voranzubringen. Dies geschieht dadurch, daß sie im Glauben und in der Liebe sich Gott und seinem Tun erschließen und zur Verfügung stellen. So kann Gott in ihnen und durch sie hindurch in der Welt als deren Herr tätig sein und handeln. Es ist von größter Tragweite, daß Menschen sich von Gott als Werkzeuge verwenden lassen, weil Gott sich nie und nirgends aufnötigt und nur durch solche Menschen, die sich ihm anheimgeben, in der menschlichen Geschichte tätig ist. Dies

ist deshalb folgenschwer, weil Gott die Liebe und die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Ordnung ist, weil also nur in ihm den Menschen zuteil wird, was sie für eine wahre, für eine menschenwürdige Existenz brauchen.“ Nur so wird der an sich selbst verborgene Gott der Welt sichtbar. Wenn nun, wie heutzutage, das Antlitz der Welt ganz andere und entgegengesetzte Züge trägt, dann wird allenthalben der Ruf hörbar: „Zeigt uns euren Gott, seine Liebe und Gerechtigkeit.“

Daß Gott sich der Menschen bedient, um sich der Welt zu zeigen, hat seinen Grund darin, daß die Menschen, die an Christus glauben, zu Gott gehören, als seine Söhne und Töchter. Als Kinder Gottes „sind sie auf der Erde gewissermaßen Kolonisten“, die zwar nach der Heimat streben, aber zuvor die Gottesherrschaft auf Erden aufrichten sollen. In dieser Tätigkeit sind sie durch den Heiligen Geist zur Einheit verbunden. „Der Heilige Geist, dessen Träger alle einzelnen sind, ist wie eine himmlische Atmosphäre, in der sie alle gemeinsam atmen. Er wirkt in ihnen und durch sie. Er ist der verborgene Christuszeuge in der Geschichte. Aber er legt sein Zeugnis durch die zu ihm Gehörenden ab. Sie sind gleichsam sein Mund und seine Hand. Sie sollen die Wahrheit sprechen und die Liebe tun, die Gerechtigkeit und den Frieden wirken. Sie repräsentieren Gott, jeder von ihnen, wenn auch der Hierarchie diese Repräsentation besonders aufgetragen ist und mit ihr die Leitung der übrigen Christen.“

Christusförmiges Leben als erstes Zeugnis

Der Christ bezeugt Christus vornehmlich durch sein persönliches Leben. „Sein ganzes Leben soll eine Erscheinung Gottes, der Liebe und der Wahrheit, und so ein Zeugnis von Gott sein.“ Er ist dazu befähigt durch die Entscheidung für und die daraus folgende Gemeinschaft mit Christus. Wir haben nach Paulus das zu vollenden, was dem Leiden Christi noch fehlt, und zwar in dem Sinne, daß Christus sich in uns spiegelt. Dieser Auftrag wird zwar in den großen Entscheidungen des Lebens besonders gegenständiglich, er gilt aber viel umfassender für den Alltag. „Dort, wo das Religiöse als Schweben über dem Alltag verstanden wird, wird es nicht christlich verstanden.“ „Die Verweltlichung der Welt ist im Grunde genommen eine Dämonisierung. Denn wenn und soweit die Welt nicht von Gott beherrscht ist, ist sie vom Teufel beherrscht. Der Christ hindert nicht nur den weiteren Verfall der Welt, er holt sie vielmehr wieder zurück zu Gott, indem er in seinem eigenen Lebensbereich Gott herrschen läßt und so den Menschen seiner Umgebung Gott glaubwürdig macht. Es wäre unsachlich, diesen Vorgang Klerikalisierung zu nennen.“

In Erfüllung dieses Auftrages muß der Christ es auf sich nehmen, sich in Anschauung und Verhalten von denen, für die das Irdische das Letzte ist, zu unterscheiden. Er darf Lüge, Haß und Schläge nicht mit Gleichem beantworten. Er darf nicht rein zweckhaft, sondern muß gut handeln. Sowenig er Christus imitieren kann, so sehr muß er aus seinem Geiste sein Leben vollziehen, d. h. in Hingabe und Dienst. So sonderbar es klingt, wird der Christ dadurch zum Herrn der Welt. Er entwindet sich den wahren Mächten dieser Erde, der Sorge und der Angst, dem Leid und dem Tode, der Schuld und der Sünde, er gewinnt die königliche Herrlichkeit des gütig Liebenden.

Dem Zeugnis für Christus ist eine Grenze gesetzt. Auch in der größten Liebe eines Menschen bleibt Gott immer

noch ein Verborgener und kann deshalb zurückgewiesen werden. Auch wenn der Christ in lauterster Liebe handelt, kann er von der Welt als Ruhestörer und Unruhestifter angesehen werden. So teilt er das Schicksal des Herrn. Aber so wenig wie der Herr darf er resignieren. In unserm Zeugnis liegt auch eine Gefahr. Wenn es nicht mit dem Bewußtsein der eigenen Sündhaftigkeit gepaart ist, kann es uns überheblich machen.

Das Zeugnis des bekennenden Wortes

Obwohl das Zeugnis des bekennenden Wortes in erster Linie den Priestern aufgetragen ist, wird es doch durch 1 Petr. 2, 2—10 von allen verlangt. Indes bedarf es des Taktes und der Diskretion. „Im allgemeinen versündigen wir uns jedoch nicht durch ein Zuviel an Zeugnis im Worte, sondern durch ein Zuwenig.“ Gegenüber den getrennten Christen darf das Zeugnis des Wortes nicht der geheimen Machtgier verdächtig sein. „Der Anspruch, daß die staatlichen Beamtenposten oder die politischen Schlüsselstellungen nach konfessioneller Arithmetik besetzt werden, braucht nicht Zeichen eines echten starken Glaubens zu sein, er kann ebensogut Zeichen eines Machtwillens sein, der aus menschlicher Selbstherrlichkeit geboren ist.“ Jenseits solchen Verdachtes steht der Versuch, mit den evangelischen Christen gemeinsam für den christlichen Glauben in Deutschland zu wirken, ohne daß die Wahrheit dabei abgeschwächt wird.

Ein indirektes Zeugnis des Wortes legt der Christ auch in der Auseinandersetzung über politische und sonstige Fragen des Lebens ab. Wenn eine solche mit Anfeindungen und Beschimpfungen verbunden ist, macht sie den Glauben zum Gespött. Die konkrete Beurteilung solcher Probleme kann zu tiefen Überzeugungsgegensätzen führen. Aber „der Christ wird nie vergessen, daß sein Gegner zugleich sein Bruder in Christus ist“. Darum hält sich der Christ auch vom Chauvinismus frei.

Das Zeugnis des institutionellen Wirkens

Der Schöpfungsauftrag Gottes, die Welt zu gestalten, besagt die Schaffung von Ordnung und Ordnungen. Trotz unserer Abneigung gegen die um sich greifende Überorganisation müssen wir doch Institutionen als Garantie der Ordnung anerkennen. Als erste Forderung an sie müssen wir die Forderung erheben, daß sie dem Menschen die Freiheit wahren, „Sohn oder Tochter des himmlischen Vaters zu sein“. Er darf nicht der durch die Maschine symbolisierten Welt ausgeliefert werden. Als Beispiel mag die Frage der Sonntagsregelung dienen. Ein anderer Ausdruck dieser Gefahr ist die Bürokratie.

Aus den Bereichen, die nach dem Zeugnis der Christen rufen, griff Schmaus nur einige heraus. An die Wissenschaft richtete er die Forderung nach Offenheit und legte den Katholiken die Pflege des Hochschulnachwuchses ans Herz. Die Bedeutung der öffentlichen Meinung würdigend, rief er, wie übrigens auch andere Redner auf diesem Katholikentag, dazu auf, daß die Gläubigen das entschiedene „Nein“ zu sagen lernen mögen, z. B. zu unverschämten Presseerzeugnissen. Für den Bereich der Politik stellte der Redner die These auf: „Ein Staat der Gerechtigkeit läßt sich nur im Glauben an Christus aufbauen.“ Denn die Menschenwürde und Freiheit gedeiht nur auf religiösem, und das heißt in Europa auf christlichem Boden. Die Dämonie der Macht kann anders nicht gebändigt werden. Damit ist auch die Frage beantwortet, ob der Staat im konkreten Bereich Europas aus dem Ge-

setz Christi oder rein aus dem Naturrecht geordnet werden solle. Im jeweiligen Staat, sagte Schmaus, stellt sich der jeweilige Mensch dar. Die Alternative, vor der wir stehen, ist die zwischen Kollektivismus und Christentum. Der Gegensatz betrifft das Problem der Freiheit. Nun ist zu sagen: Daß wir zur Freiheit berufen und der Freiheit mächtig sind, wissen wir aus der Offenbarung Jesu Christi und verdanken es seiner Erlösungstat. So wird uns Christus und sein Gesetz zum konkreten Unterscheidungsmerkmal unserer Einstellung gegenüber dem Staate und der Gesellschaft. „Je mehr also das Gesetz Christi, welches den Menschen zur echten Freiheit führt, beachtet wird, um so mehr wird die staatliche Ordnung der menschlichen Würde gerecht.“ Diese These, die Schmaus vermutlich mit Bedacht an das Ende seines Vortrags gesetzt hatte, formulierte in großer Schärfe die Frage, mit der sich nun alle Arbeitsgemeinschaften auseinandersetzen sollten: Besteht christliches Weltwirken allein in der subjektiven Integrität und Kraft der in der Welt wirkenden Christen, oder haben sie die Pflicht, das Gesetz Jesu Christi auch in den Institutionen zu objektivieren und so etwas zu schaffen wie einen christlichen Staat, eine christliche Schule, Kultur und Gesellschaft?

Die Arbeitsgemeinschaften

Fünfzehn Arbeitsgemeinschaften, bei denen zum Teil mehr als hundert Personen zugegen waren, und eine öffentliche Vortragsreihe für diejenigen, die zu keiner Arbeitsgemeinschaft zugelassen werden konnten oder wollten, füllten das Tagewerk von Mittwoch bis Freitag. Jeder Tag wurde mit einer Pontifikalmesse begonnen. Die Arbeitsgemeinschaften waren jeweils unter das Patronat eines Heiligen gestellt und begannen und beschlossen ihre Beratungen mit Gebet. Ihnen war die Aufgabe gestellt worden, Richtlinien für das christliche Zeugnis in einzelnen Situationen des Lebens und Bereichen der Gesellschaft aufzuweisen. (Die Arbeitsgemeinschaft IX: Christliches Zeugnis in der Wissenschaft, wurde nicht durchgeführt.)

In kritischer Würdigung ihrer Arbeit scheint es notwendig, einige Schwierigkeiten zu nennen. Wenn in einem solchen Kreis wirklich „gearbeitet“, das heißt wenn neue und weiterführende Erkenntnisse gemeinsam erarbeitet werden sollen, ist eine stärkere Begrenzung der Teilnehmerzahl, eine sorgfältigere Auswahl der Teilnehmer unter dem Gesichtspunkt ihrer Sachkunde und ein weniger enzyklopädisches Programm, damit aber zugleich auch eine andere Anlage der Referate notwendig, als man sie in einigen der Fuldaer Arbeitsgemeinschaften bemerkte. Überlange Referate, die zudem mitunter einen Stoff behandelten, der in einer sachkundigen Arbeitsgemeinschaft vorausgesetzt werden müßte, und eine mitunter sehr zusammenhanglose Folge persönlicher Bemerkungen zu den verschiedensten Punkten, die im Referat angeklungen waren, erweckten manchmal den Eindruck, es handle sich um einen Schulungskurs, und zum andermal, man sei zu einem unverbindlichen Meinungsaustausch zusammengekommen. Das ist natürlich ebenfalls von Wert, aber doch wohl eigentlich mit den Arbeitsgemeinschaften nicht beabsichtigt. Es wäre wohl bedenkenswert, ob diesen Kreisen, für die im Publikum offensichtlich großes Interesse bestand, nicht doch in Zukunft der Charakter einer Volkshochschulwoche gegeben werden und die Arbeit der Sachverständigen abgezweigt werden sollte.

Ein zweites ist zu bedenken. Eine der größten und durch

nichts ersetzbaren Funktionen des Katholikentags besteht zur Zeit in der Begegnung zwischen den Glaubensbrüdern aus den beiden deutschen Zonen. Diese Begegnung mit allen Kräften zu pflegen ist um so notwendiger, als die Entfremdung zwischen den Menschen von hüben und drüben sichtbar zunimmt. In einer Arbeitsgemeinschaft konnte man von einem „Mißtrauen“ sprechen hören, mit dem man sich begegne, und es wurde gesagt: „Wir reden zwei verschiedene Sprachen.“ Tatsächlich spürte man in einzelnen Augenblicken eine Barriere. Wie uns scheinen will, liegt das an der Verschiedenheit, mit der die sachlichen Probleme sich im Osten und im Westen darstellen. Ein Gespräch, das über das rein Menschliche und das Religiöse hinaus in die konkrete Wirklichkeit vorstößt, ist deshalb in manchen Fragen sehr schwierig, und in einzelnen Fällen mißlang es, da man vielleicht nicht zwei Sprachen redete, aber von zwei verschiedenen Welten sprach, die außer dem Glauben kaum mehr etwas Gemeinsames an Wirklichkeit zu besitzen scheinen, und zwar um so mehr, je näher man der sozialen oder gar politischen Sphäre kam. Freilich sollte man dabei auch nicht übersehen, daß es eine katholische Lehre von der Gesellschaft gibt, die immer wieder in Erinnerung gerufen werden muß. Auch das ist eine Aufgabe solcher Begegnungen — sie besteht dem Westen gegenüber ebensogut wie dem Osten. So bedarf es der Überlegung, welche Form und welche Themen in Zukunft gewählt werden sollen, damit die Begegnung fruchtbarer werde. Diese Überlegung betrifft, wie wir unmißverständlich sagen möchten, nur die Arbeitsgemeinschaften und auch einige von ihnen.

Arbeitsgemeinschaft I

Christliches Zeugnis in Ehe und Familie

Die Leitung der Arbeitsgemeinschaft „Ehe und Familie“ hatte ursprünglich nur die Vorbereitung von Thesen und Kurzreferaten als Diskussionsgrundlage geplant, um möglichst schnell zu einem lebendigen Gespräch und zur Behandlung praktisch-konkreter Fragen zu kommen. Als aber dann nahezu 500 Teilnehmer, zum größten Teil aus der DDR, angekündigt wurden, stellte man sich um und hielt es für richtiger, mit einigen soliden Referaten auf alle Fälle einen nahrhaften Ertrag der Arbeitsgemeinschaft zu sichern. Doch war trotzdem die Verschiedenheit der westlichen und östlichen Problematik und Psychologie als Spannung bald schmerzlich zu spüren, und nur dem ehrlichen Eingeständnis der Schwierigkeiten und dem Sich-Bescheiden auf beiden Seiten sowie dem persönlichen Geschick des Arbeitskreisleiters Dr. Hermann Frühauf, Offenbach a. M., war es zu danken, daß Schwierigkeiten und Enttäuschungen sich nicht verfestigten, sondern aufgelöst und überbrückt werden konnten.

Im ersten Referat sprach Walter Dirks über die Partnerschaft in der Ehe und Familie und deutete sie als das Bestehen des gemeinsamen Weges in allen Bereichen des Lebens mit der besondern Verdichtung in der geschlechtlichen Liebesbegegnung und in der ständigen Erneuerung als sakramentale Wirklichkeit. Er fand ein dankbares und zustimmendes Echo, besonders auch bei den ostzonalen Teilnehmern. Das Referat von Dr. Frühauf über die Ehe als Liebes- und Zeugungsgemeinschaft behandelte die Fragenkomplexe um Geburtenkontrolle und künstliche Befruchtung in der nüchternen Sicht des Arztes sehr breit und gründlich. Es war auffallend, wie wenig die Frage der Geburtenkontrolle nachher diskutiert wurde, die sonst

so leicht zu einem nur zu beliebten Gesprächsgegenstand wird. Die Problematik der künstlichen Befruchtung wurde trotz ihrer wachsenden praktischen Bedeutung von den meisten als sehr am Rande ihres Erfahrungs- und Interessenbereichs liegend empfunden. Über die Ehe als Sakrament sprach die erste weibliche Kirchenrechtlerin Frl. Dr. Gertrude *Reidick*, Dortmund, und ihre gedanklich saubere und überaus wohlfundierte Arbeit wurde trotz ihres rein theologischen Charakters dankbar aufgenommen. An dem starken Betonen des Vertrags als Wesen des Ehesakramentes entzündete sich eine lebhaftere Diskussion um die Begriffe *sacramentum ratum* und *sacramentum consummatum*, die schließlich — besonders auf Bitte der östlichen Teilnehmer — als zu weit ins Theoretische und von den eigentlichen Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft wegführend abgebrochen wurde.

Kleine, aber wesentliche Ergänzungen zwischen den Hauptreferaten waren der Bericht von Georg *Wüst* über die Erfahrungen in der praktischen Ehevorbereitungs- und Familienbildungsarbeit sowie das Kurzreferat von Religionslehrer *Bucker* über die Bedeutung des Vaterbildes im Entwicklungsprozeß des jungen Menschen mit sehr guten Beispielen.

Im übrigen setzte die Ausweitung der Ehe zur Familie hier einmal nicht bei Erziehungsfragen an, sondern bei der Frage nach einer Generation rückwärts, nach dem Schicksal der alten Leute. Sepp *Groth* gab eine grundsätzliche Besinnung über den Standort der alten Leute in der Gesellschaft und Anne *Goeken* die Ergänzung mit der praktischen Frage: Wie können wir den vielen Alten in Not helfen, und wie können wir vor allem erreichen, daß die Großeltern wieder in der Familie aufgenommen und nicht ins Altersheim abgeschoben werden? Die anschließende Diskussion mit den ganzen praktisch-konkreten Fragen um Altersversorgung, Rente usw. war für die Arbeitskreisleitung der Anlaß, nun wirklich einmal den Ostzonen-Teilnehmern das Wort zu lassen. Dieser Verzicht auf das Niveauh alten im Gespräch und auf klare, im Westen verwertbare Ergebnisse zeitigte ein anderes, vielleicht wesentlicheres Ergebnis: das ergreifende Aufbrechen von persönlicher Not, die man einmal irgendwo vorbringen mußte, und Situationsberichte aus der Sicht der „kleinen Leute“, der schlichten Väter und Mütter, wie sie in der überwiegenden Mehrzahl von drüben in diese Arbeitsgemeinschaft geschickt worden waren. Und durch die rechte Antwort der westlichen Minderheit (in ihrer Mitte in sympathischer Zurückhaltung und Aufgeschlossenheit auch Familienminister *Wuermeling*) in einem echten Hinhorchen begann nun eigentlich erst ein fruchtbares Gespräch. So war am letzten Morgen nach dem lebendigen Referat von Frau *Krause-Lang*, München, über die berufstätige Frau noch eine gute Abrundung der gemeinsamen Arbeit möglich. Man war sich in diesem Kreis darin einig, daß die Berufstätigkeit der Frau für die Entfaltung der Ehe und des Familienlebens und vor allem für die Erziehung der Kinder eine so schwere Belastung sei, daß man sie im Grunde hüben wie drüben nur bei wirtschaftlicher Notlage verantworten könne.

So war keine Resolution und kein eigentlich greifbarer Ertrag der Diskussionen zu verzeichnen, aber etwas Wichtigeres war gelungen: mit der entscheidenden Belastungsprobe der Ost-West-Spannung einigermaßen fertig zu werden. Wie sie den ganzen Katholikentag prägte, so war diese Arbeitsgemeinschaft mit 80 bis 90% Ostteilnehmern bei einer ausschließlich westlichen Vorbereitung und bei

der Art ihrer Thematik besonders davon gefährdet. Und so will es viel heißen, wenn ein junger Teilnehmer von drüben am Schluß mit den Worten dankte: „Wir hatten erst große Sorge, ob wir zueinanderkämen, aber schließlich fühlten wir uns von euch aufgenommen und verstanden!“

Arbeitsgemeinschaft II

Christliches Zeugnis in der Welt unserer Kinder

Die Leitung der Arbeitsgemeinschaft lag in den Händen von Frau Professor Helene *Helming*, Essen, Domkapitular Hubert *Fischer*, München, und Otto *Janssen*, Cloppenburg. Der Kreis umfaßte etwa 400 Teilnehmer: Männer und Frauen, Priester, Ordensleute und Laien, Berufserzieher aller Sparten, aber auch viele Väter und Mütter. Ungefähr die Hälfte aller Teilnehmer waren Brüder und Schwestern aus der Ostzone. Die den Beratungen zugrundegelegten Thesen gliederten sich in drei Gruppen: das Kind als Zeuge, Eltern und Erzieher als Zeugen, jeder Erwachsene als Zeuge. Frau *Helming* eröffnete die Beratungen des ersten Tages mit einem grundlegenden Referat über „Das Kind als Zeuge“. Durch sein Wesen als solches legt bereits das Kind ein auch für uns Erwachsene heute existentiell entscheidendes Zeugnis für Gott und Christus ab. Seine Spontaneität, seine Offenheit, Hingabebereitschaft, Einfachheit, Gläubigkeit und Wirklichkeitszugehörigkeit sind so wichtig für die Begründung des übernatürlichen Glaubens, daß Christus dieses kindhafte Wesen zur Voraussetzung für die Aufnahme in das Gottesreich erklären konnte. Ähnlich kann das Kind uns durch sein zweckfreies, aber sinnerfülltes Spiel die Augen öffnen für die sinnhafte Ordnung der Welt; spielend ist das Kind der ursprünglichen Bestimmung des Geschöpfes Mensch näher als der Erwachsene. Das Kind ist aber auch fähig zum unmittelbar persönlichen Zeugnis für Christus. Gerade in unserer Zeit hat die Kirche Kinder heiliggesprochen wie auch Erwachsene, die durch ihr kindhaftes Wesen hervorragten.

Die neuartigen Gedanken der Referentin riefen eine lebhaftere Diskussion hervor. Durch die Beiträge von den verschiedensten Seiten wurde das Grundanliegen des Referates noch klarer herausgestellt. Gegenüber dem Vorwurf des Naturalismus, der mit Natur lediglich die empirische Natur meint und sie noch dazu losgelöst sieht von der Übernatur, wurde die von der Referentin gemeinte wahre, gottgeschaffene Natur des Kindes abgehoben, der der Erzieher mit Vertrauen begegnen darf und muß. Dieses Vertrauen ist berechtigt trotz der erbsündlichen Belastung. Allzu verbreitet ist dagegen auch im katholischen Raum noch immer eine jansenistisch-mißtrauische Haltung, die dazu neigt, die Folgen von Mißständen in der Umwelt des Kindes und von Erziehungsfehlern auf die Verderbtheit der kindlichen Natur zu schieben.

Sehr glücklich wurden die Gedanken dieses Referates vom Theologischen her durch das zweite Referat unterstrichen und ergänzt, das Domkapitular Dr. Hubert *Fischer*, München, über „Eltern und Seelsorger als Zeugen in der Welt des Kindes“ hielt. Er sprach über das Zeugnis, das Vater und Mutter einfach durch die Erfüllung ihres gottgegebenen Naturstandes ablegen; dann über ihr Zeugnis durch eine bewußt christliche Haltung in der Familie und in der Erziehung ihrer Kinder. Zuletzt erläuterte er das Zeugnis, das der Seelsorger in der religiösen Unterweisung und durch sie zu geben hat. Unter Hinweis auf den theologischen Satz, daß Gnade die Natur voraussetzt, betonte er

nachdrücklich, daß alles, was dem Kinde als natürlichem Wesen schade, sich auch religiös auswirke und ihm als Christen schade.

Die grundlegenden Gedanken des ersten Tages wurden am zweiten Tage durch Berichte aus der Praxis des Alltags ergänzt. Ein Vater sprach über die Verwirklichung einer christlichen Atmosphäre in Familie und Heim; ein anderer über die eucharistische Erziehung und die Art und Weise der Vorbereitung seiner Kinder auf die rechtzeitige Kommunion.

Die Diskussion brachte erfreuliche Beiträge von Vätern und Müttern aus Ost und West, die die vorgetragene Erfahrungen bestätigten oder ihre Dankbarkeit für die Anregungen zum Ausdruck brachten.

In einem Kurzreferat über die Aufgaben des katholischen Kindergartens zeigte Fr. *Wachendorf* vom Zentralverband der Katholischen Kindergarten und -orte, Köln, daß in natürlicher und christlicher Sicht der Kindergarten mehr der Familie als der Schule zugewandt sein muß. Doch scheute sie auch nicht zurück vor dem Aufweis von Mängeln in katholischen Kindergärten, in denen es oft an Ruhe und Sammlung der Kinder fehle und ihre Spontaneität nicht genug beachtet werde. Sie wies aber auch darauf hin, daß viele Schäden auf mangelhafte finanzielle Unterstützung zurückzuführen seien, und rief die Gemeinde- und Stadtvertreter auf, in ihren Etatsberatungen für die Belange der katholischen Kindergärten einzutreten; sie bat fernerhin die verantwortlichen Stellen der katholischen Kirche, besonders die Pfarrgemeinden, dieser Frage mehr Sorge als bisher zuzuwenden. In gleichem Sinn wies Fräulein *Molin* vom Deutschen Caritasverband, Freiburg i. Br., in einem Kurzreferat darauf hin, daß sich in Heimen, Ferienkolonien, Horten, Offenen Türen, Pfarrkinderstuben ein frohes, aktives, christliches Kinderleben nur entfalten könne, wenn diese familienhaft geführt werden und die besonderen körperlichen und seelischen Bedürfnisse des schulaltrigen Kindes wahrnehmen. Dieses sollte hierbei in seiner Ganzheit als Kind Gottes angesprochen und vorbereitet werden, vor der Welt, in Familie und Schule, in der Pfarrgemeinde ein Zeugnis seines Glaubens zu geben. Den Eltern müsse es eine ernste Verpflichtung sein, von dem Aufenthaltsbestimmungsrecht für ihre Kinder bei jeder Gelegenheit Gebrauch zu machen. Alle katholischen Miterzieher müssen hierbei mitwirken.

Mit einem aufrüttelnden Referat über „Christliches Zeugnis in der Schule“ eröffnete Rektor *Janssen*, Cloppenburg i. O., die Nachmittagssitzung des zweiten Tages. Erziehung und Bildung geschehen immer nach einem bestimmten Menschen-, Welt- und Gottesbild. Folglich ist jede Schule Bekenntnisschule, ob sie es sein will oder nicht. Darum erwächst aus dem katholischen Glauben konsequent die Forderung nach der katholischen Bekenntnisschule. Mit ihrer gesetzlichen Sicherung ist aber keineswegs alles getan; entscheidend ist der innere Geist. Schulbau, Bildungsgut, Methode, Umgangsformen usw. müssen diesen Geist atmen und so Zeugnis ablegen für Christus. Die katholische Bekenntnisschule steht und fällt aber letztlich mit der katholischen Erzieherpersönlichkeit.

An vielen einzelnen Beispielen wurden in der anschließenden Diskussion die Schwierigkeiten, aber auch die positiven Ansätze der Verwirklichung echt katholischer Schule und Erziehung in Ost- und Westdeutschland aufgezeichnet.

Amtsgerichtsrat Dr. *Gatzweiler*, Bonn, kam in seinem Referat „Zeugnis für und wider Christus in der Umwelt des Kindes“, mit dem er die Beratungen des dritten Tages eröffnete, zu der Feststellung, daß die Kinder heute nicht schlechter und nicht besser als die Kinder anderer Zeiten sind. Ungeheuer aber sind die Gefahren, die die von den Erwachsenen gestaltete Umwelt unseren Kindern bietet. Mit erschreckendem Material belegte er den schlechten Einfluß von Film, Funk, Schrifttum, Reklame, Reisen usw. und rief zur Mitarbeit der Christen an der Überwindung dieser Gefahren auf, die nur so groß sind, weil die Christen so oft schlafen.

Über die besonderen Gefahren und Möglichkeiten des Rundfunks und Fernsehens sprach dann Prof. *Holzamer*, Mainz. Drei Gefahrenmomente, die abgesehen von jedem Inhalt bestehen, zeigte er auf: Das Vielzueviel, die Leichtigkeit des Angebotes und der Handhabung und schließlich die einseitige Wirkung auf die Erlebnissphäre des Aufnehmenden. Er stellte diesen Gefahren drei Forderungen entgegen: Kritischer Wahlgebrauch von Rundfunk und Fernsehen, Schaffung und Pflege eines eigenen Unterhaltungsstiles in der Familie und die kritische Mitarbeit bei der Programmgestaltung.

Aus ihrer Erfahrung berichteten danach die Leiter eines Jugendkiosks und ein junger Vertreter katholischer Jugend.

Arbeitsgemeinschaft III

Christliches Zeugnis in Lehrstatt und Beraufsausbildung

Aus den zahlreichen Fragestellungen, die in den Bereich dieses Arbeitskreises fielen, dessen Thema erstmals auf dem Programm eines Katholikentages stand, hatte der Leiter, Dr. *Behler*, Bonn, vier besonders zeitgemäße Gebiete ausgewählt: Betrieb als Erziehungsfaktor — die Berufserziehung des ungelerten Arbeiters — Berufserziehung in den wirtschaftsberuflichen Schulen und die Besonderheiten der weiblichen Berufserziehung.

Nach kurzem Hinweis auf das gesamte Aufgabengebiet stieß das allgemeine Gespräch schon am ersten Halbtage zu wesentlichen Fragen gegenwärtiger Berufserziehung vor; im besonderen wurde der allgemeinen Frage, welches Alter für den Berufsbeginn aus seelsorglichen und erzieherischen Gründen als günstigstes bezeichnet werden kann, sehr viel Aufmerksamkeit geschenkt. Klein- wie Großbetriebe sind zuerst auf Leistung und Erfolg eingestellt, also auf bloße Nützlichkeitswerte, in die der noch kindhafte, geistig unreife vierzehnjährige Jugendliche ohne Übergang eintritt. Nach einem Vergleich mit England und Amerika (Berufsbeginn nicht vor 16 bzw. 18 Jahren im Regelfall), vor allem aber aus der Erfahrung der wachsenden Not des jungen Berufstätigen in biologischer, sittlicher, geistiger und religiöser Hinsicht forderte der Arbeitskreis eine ernsthafte, systematische Jugendforschung. Den von wirtschaftlicher Seite vorgebrachten Einwendungen wurde mit Recht entgegengehalten, daß das verfrühte Selbständigwerden in Verbindung mit der verspäteten geistigen Pubertät vielfach die Ursache der Verwirrung in sittlicher und religiöser Hinsicht darstellt und daß man heute bei den Vierzehnjährigen, ähnlich wie im letzten Jahrhundert bei Zehn- und Zwölfjährigen, von Kinderarbeit sprechen, also entsprechende neue Maßnahmen ergreifen muß. Die Frage ist nicht einfach zu lösen — man denke nur an das Freizeitproblem der Kinder berufstätiger Mütter, an die noch länger der Straße ausgesetzten,

nicht in der Familie beheimateten Jugendlichen. Eine Werkfürsorgerin, Fräulein *Groß*, Freiburg, machte z. B. aus ihrer Erfahrung darauf aufmerksam, daß der Betrieb heute für viele Menschen der einzige Ort sei, der noch das Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit vermittele. Auf keinen Fall darf die Entscheidung über diese Frage aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern immer nur aus dem Recht auf Erziehung abgeleitet werden.

Der Sprung zum nächsten, entscheidenden Diskussionspunkt war damit bereits gegeben: Ist der moderne Betrieb ein Erziehungsfaktor im Werden des Menschen, und soll er es sein?

In einem sehr spannungsreichen Hin und Her, ausgelöst durch das vorausgegangene Referat von Prof. *Abraham*, Mannheim, „Der Betrieb als Erziehungsfaktor“, wurde deutlich, daß die Kirche zwar beginnt, die Wichtigkeit der schulischen Berufserziehung zu erkennen, jedoch noch nicht die wachsende Bedeutung der betrieblichen Einwirkung auf den Menschen von heute, den Erwachsenen und noch mehr den Jugendlichen. Daher ist diese Frage in ihr pädagogisches und seelsorgliches Denken bisher noch nicht als eigentliche Sorge eingezogen. Es war schade, daß auf diesem Gebiet den grundsätzlichen Fragen sehr viel Zeit geopfert wurde, so daß für das eigentliche Kernproblem, wie christliches Zeugnis und religiös-kulturelles Leben im Betrieb verwirklicht werden können, wenig Zeit mehr übrig blieb. Als positive Ansatzpunkte stehen die Aussagen von Prof. *Abraham*, daß der Betrieb eine tatsächliche funktionelle Erziehung ausübt und damit Möglichkeiten für religiöse Einflußnahme bietet, und das Wort von Dr. *Paulus* (Sozialreferent des Zentralkomitees), daß der Betrieb als „naturgemäße Gemeinschaft“ (nach *Quadragesimo Anno*) Träger eigenen Erziehungsrechtes ist, das allerdings nach geistig-kultureller und religiöser Seite hin eine Begrenzung in sich selbst findet.

Wenn auch unausgesprochen, so wurde durch dieses Gespräch über die Fragen der betrieblichen Erziehung deutlich, daß Berufsausbildung, Allgemeinbildung und Bildung des religiösen Menschen nicht mehr drei übereinandergeschichtete Bereiche sind, sondern ineinander überfließen, wobei auch das Übergeordnete dem Unteren zu dienen hat, entsprechend dem Wort des Heiligen Vaters, daß „der Mensch im Beruf seine irdische und überirdische Aufgabe vollende...“.

In den Besprechungen der zwei weiteren Halbtage (Leitung E. *Schwander*, Freiburg) wurde über die schulische Berufserziehung festgestellt, daß sie noch nicht den Stand erreicht haben kann, wie ihn die gesamte schulische Entwicklung aufweist. Doch wurde deutlich herausgestellt, daß die Kirche hierin pädagogisch und seelsorglich auf dem Vormarsch ist. Als Unterstützung und Hilfe dazu regte der Arbeitskreis an, die Unternehmer, Betriebs- und Ausbildungsleiter und die Lehrer an den berufsbildenden Schulen mit den entsprechenden Religionslehrern und Jugendseelsorgern in eine stetige geistliche Begegnung zu führen. Die Formen dazu können gemeinsame Wochenendtagungen, mehrtägige überörtliche oder örtliche Zusammenkünfte bieten. Es schien dem Arbeitskreis wünschenswert, daß in jeder Diözese ein Religionslehrer an den Berufsschulen mit dieser Aufgabe verantwortlich betraut wird. Ebenso wünschenswert schien es ihm, an den Ausbildungsstätten der Berufs- und Fachschullehrer Zentren solcher religiöser Orientierung und Begegnung zu bilden.

Sehr ernsthaft, wenn auch kurz, wurde zur Frage der

Koedukation in den berufsbildenden Schulen gesagt, daß sie weder aus praktischen Gründen notwendig noch aus pädagogischen Gründen wünschenswert ist. In einer Zeit des dauernden Beisammenseins muß die Möglichkeit zur Eigenprägung nicht nur erhalten, sondern wieder neu geschaffen werden.

Leider kamen die entscheidenden Fragen um die Berufserziehung der Mädchen in der Gesamtdiskussion zu kurz. Es wurde deutlich davon gesprochen, daß man die wesentlichen Möglichkeiten der Frau mit ihrer besonderen Begabung für das Konkrete in diesem Bereich der Berufsausübung und Berufsbildung bisher weder sah noch erkannte, sie darum auch nicht entwickelte. Sie wurde benützt und ausgenützt zu Leistung und Verdienst wie jede andere „Arbeitskraft“, statt durch sie und mit ihr in den Betrieben jene gute Atmosphäre zu schaffen, in der der Mensch zum Nachdenken angeregt wird und es vermag, Zeugnis abzulegen, mitzuwirken an der immer wieder gegenwärtiggesetzten und neu vollzogenen Menschwerdung Christi an jedem Platz und in jedem Menschen. Wenn dies sich ändern soll, müssen alle Verantwortlichen in der Wirtschaft, der Pädagogik und der Kirche mithelfen, daß das Wesen des jungen Mädchens sich auch in Arbeit und Beruf entfalten, zu sich selbst und zu Gott wie zur Wertschätzung der eigenen Art finden kann. Denn die Welt braucht den Anteil der Frau am Ganzen.

Zusammenfassend darf man sagen, daß in diesem Arbeitskreis mit auffallender Ernsthaftigkeit, mit Wissen und Erfahrung und rechter Sorge zu den einzelnen Fragen Stellung genommen wurde, daß aber die eigentliche Fragestellung um das unmittelbar „christliche Zeugnis“ der Erzieher und der zu Erziehenden durch die wirtschaftlichen und pädagogischen Interessen immer wieder in den Hintergrund gedrängt wurde. Die Teilnehmer aus dem Osten glichen das vielfach aus, indem sie aus der Unmittelbarkeit ihres Zeugnisgebens die vielen wissenschaftlichen und „nur“ grundsätzlichen Fragen immer wieder auf das „Wir sollen Zeugen sein“ hinlenkten.

Arbeitsgemeinschaft IV

Christliches Zeugnis in Sport und Körperkultur

Zum ersten Male seit Bestehen der Katholikentage behandelte ein eigener Arbeitskreis die Fragen des modernen Sports und der Körperkultur. Er wurde von Franz *Lotz*, Würzburg, geleitet.

Alle Referenten der Arbeitsgemeinschaft waren einstimmig der Meinung, daß der Sport ein Erziehungsmittel sei, auf das heute die Kirche nicht mehr verzichten kann. Es ist daher erforderlich, daß die offiziellen Vertreter der Kirche wie die Führungsorgane der katholischen Laienorganisationen sich stärker als bisher für diese Erziehungsmacht interessieren und ihr ideell und materiell die notwendige Unterstützung zukommen lassen. Eine nicht zu umgehende Schwäche des Arbeitskreises, der sich aus Vertretern West- und Ostdeutschlands zusammensetzte, bestand in der allzu einseitigen Behandlung ausschließlich westlicher Fragen, wenn auch mehrmals Teilnehmer aus der Sowjetzone Situationsberichte aus ihrem Bereich geben konnten.

Der Gedankengang der Grundsatzreferate, bei denen die Sprecher gerade in diesem Arbeitskreis zu Recht Sachkenntnis bei ihren Hörern voraussetzen konnten, war

folgender: Wir stehen heute einem nach außen hin geschlossenen System des Sports für alle Altersstufen und Bildungsschichten gegenüber, das jedoch zahlreiche Mängel (im Schul- und Berufsschulsport) aufweist. Diese Mängel haben nicht nur gesundheitliche Schäden zur Folge, sondern bedingen auch die Überantwortung des gesamten Sportbetriebes an den neutralen Verein und Fachverband, der durch einseitige Überbewertung der körperlichen Leistung negativen Entwicklungen Vorschub leistet, die mit Starkult, Verquickung von Amateurismus und Berufssport, Massennivellierung (Zuschauer!) und Sensationshascherei (Fehler der Publizistik) umschrieben werden können und allgemein bekannt sind. Der letzte Grund für diese Fehlentwicklung des modernen Sports liegt in seiner geistigen Richtungslosigkeit. Da er wie die Technik an sich indifferent ist, kann er, richtig betrieben, wertvollste Dienste leisten. Er hebt das Leistungsbewußtsein, stählt den Willen, pflegt die Gemeinschaft und ist der beste Freizeitgestalter. Die Offenbarungswahrheiten machen den Menschen die Leibeskultur zur Pflicht. Das angemessene Mittel dazu sind die Leibesübungen. Diese müssen sachgemäß betrieben werden, verlangen die Pflege aller Sportarten und dürfen nicht zum Selbstzweck, d. h. zur ausschließlichen Leibeskultur, entarten.

Aus einer solchen Wertung des Sports ergeben sich Folgerungen für die sozialen Gemeinschaften. Vor allem sind die Eltern verpflichtet, dem Kind ein gesundes Verhältnis zu seinem Leib, seinen Fähigkeiten und Kräften zu ermöglichen. Sie können sich bei dieser Aufgabe von Vereinen unterstützen lassen, jedoch nur dann, wenn sie sich über den Geist, der in diesen Vereinen herrscht, vergewissern. Gegenüber den Forderungen des Wettkampfsportes sollen die Eltern auf das rechte Maß drängen. Das Kind und auch der Jugendliche brauchen als Zuschauer großer sportlicher Veranstaltungen, die keine circensischen Attraktionen (Sechstagerennen, Berufsboxkämpfe) sein dürfen, den kritischen Kommentar des verständigen Erwachsenen.

Da der moderne Sport hauptsächlich Wochenendveranstaltung ist, sollte zur Sicherung der Sonntagsheiligung neben dem Sonntagnachmittag der Samstag für den Sport- und Spielbetrieb miteinbezogen werden. Auch eine Vermehrung der Sportplätze kann hier Abhilfe schaffen, eine Aufgabe, deren Lösung heute in erster Linie Staat und Gemeinden vorbehalten ist. Der einseitige Stadienbau der Städte, der nicht nur Repräsentationsbedürfnis entspringt, sondern in erster Linie als Steuerquelle für Länder und Städte gedacht ist, sollte zugunsten der Anlage von Turn- und Spielplätzen und -wiesen gedrosselt werden. Veranstaltungen des Amateursports sollten nicht mit Steuern belegt werden.

Da die Kirche den Frauensport bejaht, ist er als eigenständiger Bereich mit allen Mitteln zu fördern. Er darf jedoch keine Vermännlichung der Frau bewirken, durch die die der Frau eigentümlichen körperlichen Vorgänge gestört werden. Maßvoll betriebener Sport, auch während der Schwangerschaft, hilft der Frau Zivilisationschäden, die in diesen Zeiten auftreten, überwinden und vermindert die Gefahren des Wochenbettes. Der ideale Frauensport ist das Schwimmen, jedoch können auch alle anderen Turn- und Sportarten wertvoll sein, wenn sie nicht ausgesprochene Energieleistungen, wie z. B. Langstreckenläufe (zu Fuß, im Wasser und auf Schiern), fordern. Auch Geräteturnen und Rudern sind im allgemeinen

abzulehnen. Für eine angemessene Sportbekleidung der Frau läßt sich keine schlechthin gültige Regel aufstellen. Die Frau muß hier selbst wissen, was der weiblichen Würde entspricht. Um ihr dieses Wissen zu verschaffen, benötigt sie von früher Jugend auf eine intensive Gewissensschulung.

Die Zentralfrage der Arbeitsgemeinschaft bildete die Auseinandersetzung über die Leibesübungen in katholischer Gemeinschaft. Pater Söll, der Verbandskaplan der Deutschen Jugendkraft (DJK), ging von der Tatsache aus, daß der Sport, obwohl er gern seine Eigengesetzlichkeit betont, in mancherlei Abhängigkeiten steht, daß er als Erziehungsmacht gar nicht wertneutral sein kann. Er muß sich daher auf Familie-, Berufs- und Volksgemeinschaft hinordnen. Wenn der Sport gern seine konfessionelle Neutralität betone, dann dürfe das nur heißen, daß er kein konfessionelles Kampffeld sein will, nicht aber, daß diese Neutralität mit theoretischer und praktischer Religionslosigkeit gleichzusetzen sei. Häufig werde unter dem Schlagwort der Neutralität nur die Ausschaltung christlichen Einflusses verfolgt.

Wie P. Söll betonte, ist die Situation des Katholiken, der Sport betreiben will, nicht einfach, weil in den katholischen Organisationen für solche Wünsche bis heute wenig Platz ist. Tritt er in einen neutralen Sportverein ein, dann werden an ihn hohe Anforderungen gestellt, wenn er in jeder Situation seinen Glauben bezeugen soll. Für Jugendliche bedeutet das in den meisten Fällen eine Überforderung. Allzuoft tauchen die Jugendlichen ohne entsprechende Hilfe durch reife, erwachsene Katholiken im allgemeinen Indifferentismus der neutralen Sportvereine unter. Dennoch muß jedem Katholiken, auch dem Jugendlichen, freigestellt bleiben, welchem Verein, ob neutralem oder DJK-Sportgruppe, er sich anschließen will, schon deshalb, weil in vielen Gegenden Westdeutschlands gar keine Möglichkeiten bestehen, in Verbänden der DJK Sport auszuüben. Wo aber Möglichkeiten vorhanden sind, solche katholische Sportgruppen zu bilden, sollten diese unverzüglich benutzt werden, einmal um den Jugendlichen zu bewahren, der, kaum der Schule entwachsen, noch nicht die innere Widerstandskraft besitzt, sich erfolgreich gegen feindliche Umweltseinflüsse abzusichern, zum anderen weil gerade heute der Sport ein hervorragendes Mittel zur Elitebildung auf breitester Basis auch im katholischen Geiste sein könnte — Ludwig Englert wies in diesem Zusammenhang auf das Beispiel der Diktaturen und totalitären Länder hin —, wenn er nur von allen verantwortlichen katholischen Kräften als solcher erkannt und anerkannt würde. Die Arbeit katholischer Laien in neutralen Sportverbänden dürfe, so wurde allgemein betont, nicht behindert oder einseitig verurteilt werden. Auch sie sei in bestem Sinne Apostolat. Beides, Apostolat im neutralen Verein wie Elitebildung durch katholische Sportgruppen, sei heute notwendig, um den christlichen Geist, verbunden mit echten Maßstäben, in den Jugendlichen wachzuhalten und zu vertiefen. Letztlich kommt auch hier alles auf die Persönlichkeit an.

Arbeitsgemeinschaft V

Christliches Zeugnis in Arbeit und Freizeit

In dieser von Prof. Otto Graf, Dortmund, geleiteten Arbeitsgemeinschaft nahmen die Teilnehmer, die in gleicher Zahl aus dem Osten und aus dem Westen kamen,

gegen die materialistische Auffassung vom Wesen der Arbeit Stellung. Sowohl die „technische Gesinnung“ (Papst Pius XII. in der Weihnachtsansprache 1953; vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 168 ff.) des Westens wie die Auffassung von der Arbeit, die nach der Lehre des dialektischen Materialismus den Weg zur „Erkennbarkeit der Welt“ bereitet, sind falsch und führen zu einer verkehrten Rangordnung der Werte. Die katholische Auffassung erkennt zwar die natürlichen Zwecke der Arbeit zur Sicherung des Lebensunterhaltes an, sieht sie aber nicht losgelöst von der Sorge für die Entfaltung der Persönlichkeit und von dem Dienst für die Gemeinschaft.

Am Arbeitsplatz bewährt sich der Christ sowohl in der fachlichen Tüchtigkeit wie in der Begegnung mit dem Nächsten im Vorgesetzten, Gleichgestellten und Untergebenen. Durch Wort und Tat läßt er seine Einstellung sichtbar werden. Mitverantwortlich für seine Mitmenschen, wird er die Interessen seines Standes entsprechend der katholischen Soziallehre in den dafür vorhandenen Einrichtungen vertreten. Voraussetzung ist ein noch tieferes Eindringen in die katholische Soziallehre und die Formung durch sie. Geleistet wird diese unabdingbare Aufgabe der Kirche durch die Standesorganisationen.

In die vorwiegend materialistisch bestimmte Berufswelt ist heute auch die Frau vielfach unvermittelt hineingestellt, während der Mann seit Beginn der Industrialisierung allmählich hineingewachsen ist. Unter dem vom Mann bestimmten Arbeitsturnus und unter der materialistischen Gesinnung in der Betriebswelt leidet die Frau besonders. Wenn auch ihr Einfluß das Betriebsklima wesentlich bestimmt, ist der Mann der Sorge für die Atmosphäre im Betrieb nicht entbunden.

Ihrem Wesen entspricht es, daß die Frau ein ihr entsprechendes Betätigungsfeld in der menschlichen Begegnung mit den Mitarbeiterinnen und in der Führung der Jugend findet. Sie sollte, auch aus Verantwortungsbewußtsein, die Scheu vor der Übernahme öffentlicher Ehrenämter überwinden. Es wird zugegeben, daß die berufstätige Frau und Mutter in Gewissenskonflikte kommen kann. Um so mehr sollte die alleinstehende berufstätige Frau für einen solchen Wirkungskreis gewonnen und vorbereitet werden. Wesentliche Bildungsarbeit können hier eigenständige Standesorganisationen leisten, die die Frau in ihrer Lebenswirklichkeit ansprechen. Die Freizeit muß neben der Erholung auch eine persönliche Bereicherung und Kräfte für die Erfüllung der Aufgaben in allen Lebensbereichen ermöglichen. Sammlung, Stille und auch Betätigung schöpferischer Kräfte setzen Mann und Frau instand, ihre Pflichten gegenüber der Familie, den sonstigen Gemeinschaften und der Öffentlichkeit zu erfüllen. Die aus falschen Gründen selbstgewollte Verkürzung der Freizeit durch den schaffenden Menschen im Westen wie auch die Beschränkung durch auferlegte Verpflichtungen zur „gesellschaftlichen Betätigung“ im Osten werden abgelehnt. Auch die Flucht in die von der Vergnügungsindustrie angebotenen Möglichkeiten widerspricht dem Sinn des Feierabends und des Feiertags. Ebenso ist ein starkes Hineinwirken des Betriebes in die Prägung des Familienlebens zu verneinen, denn der Betrieb darf weder zur „Heimat“ noch gar zum „Lebenszentrum“ schlechthin werden. Bei aller Anerkennung der von den Betrieben bereitgestellten Mittel für Erholungsmöglichkeiten der Betriebsmitglieder und ihrer Angehörigen muß die Unabhängigkeit der

Familien gewahrt bleiben. So können sie am besten ihrer Verpflichtung für die religiöse und erzieherische Betreuung der Kinder gerade in den Ferien gerecht werden. Eine weitere Gefahr wird auch in dem Überhandnehmen der grundsätzlichen Einbeziehung des Sonntags in den Arbeitsturnus aus einer Überbewertung wirtschaftlicher Gründe gegenüber den möglichen Rückwirkungen auf den Menschen gesehen.

Die wirtschaftliche Sicherung des Alters als des „Feierabends des Lebens“ ist ein wesentliches Anliegen christlichen Zeugnisses in Arbeit und Freizeit.

Arbeitsgemeinschaft VI

Christliches Zeugnis im Geben und Nehmen

Das Ziel der Arbeitsgemeinschaft über „Das christliche Zeugnis im Geben und Nehmen“ war es, die Hilfeleistung am notleidenden Mitmenschen als konkreten Ausdruck menschlicher und christlicher Wesensverwirklichung aufzuzeigen.

Im ersten, grundlegenden Referat über „Geben und Nehmen als Ausdruck und Zeugnis schlichter Menschlichkeit“ forderte der Referent, Dr. Ignaz *Weilner*, Regensburg, die Rückbesinnung auf das Wesen des echten Gebens und Nehmens als Urgeste menschlicher Gemeinschaftsbezogenheit. Der Vollzug des guten Werkes muß von der Mitte menschlicher Persönlichkeit ausgehen und von Tiefe, Totalität, Spontaneität, Freiheit und Echtheit getragen sein, wobei die formenden Kräfte die Gerechtigkeit und die Liebe sind.

In einer zweiten Darlegung über „Geben und Nehmen in der Botschaft des Herrn“ wies Prof. Dr. *Mußner*, Trier, an Hand des Gleichnisses vom barmherzigen Samaritaner nach, wer nach christlicher Auffassung unser Nächster ist. Nicht gemeinsame Bande des Blutes, der Abstammung, der Konfession oder der Partei sind die Kriterien, die den Mitmenschen zu unserem Nächsten machen; die liebende und helfende Zuwendung zum anderen allein entscheidet, wer der Nächste ist. Wer nach dem Vorbild des barmherzigen Samaritans handelt, gibt echtes, christliches Zeugnis gegenüber der Welt mit ihren ganz anders lautenden Lehren vom „Nächsten“.

Als Phänomen des menschlichen Gemeinschaftslebens ist aber das Geben und Nehmen an die Naturrechtsordnung gebunden. Von dieser Tatsache ging der Referent des 3. Vortrages, Dr. J. B. *Rösler*, Bingen a. Rh., aus, um an Hand des sozialphilosophischen Grundsatzes von der Subsidiarität das „echte Ordnungsbild im Geben und Nehmen“ nachzuweisen. Die historisch und sachlich gewachsenen Formen der Hilfeleistung — private Liebestätigkeit, Freie Fürsorge, Freie Wohlfahrtspflege, behördliche Fürsorge bzw. Wohlfahrtspflege, Sozialpolitik und Sozialreform — werden nur dann einen echten und fruchtbaren Beitrag zum Gemeinwohl leisten, wenn ihre Aktionen die rechte Ordnung einhalten. Diese besteht aber nach den Richtlinien des Grundsatzes der „ergänzenden Hilfeleistung“ darin, daß analog dem strukturellen Aufbau der Gesellschaft erst der einzelne, dann die freien Institutionen und schließlich der Staat zur Hilfeleistung verpflichtet sind. Erst dann, wenn der einzelne nicht mehr helfen kann, soll die Organisation mit ihrer subsidiären Hilfe wirksam werden. Auf diese Weise ergibt sich nicht nur ein organischer und kontinuierlicher Zusammenhang vom Helfen des einzelnen bis zur staatlichen Sozialpolitik,

Christliches Zeugnis in Rat und Trost

sondern es wird im Interesse des Gemeinwohls erreicht, daß keine Anstrengung verlorengelut, die in ihrer Art geeignet ist, das bonum commune als solches zu fördern.

Diese sozialphilosophische Sicht wurde im 4. Referat von Dr. Pfaff, Aachen, durch die soziologische Betrachtungsweise ergänzt. Geben und Nehmen erfuhren hier als Typen menschlicher Gesellung und als Formen politischer und caritativer Verantwortung eine ausführliche und lebensnahe Würdigung.

Einen speziellen Ausschnitt aus der Soziologie des Gebens und Nehmens bot das folgende 5. Referat von Fr. Liebig, Dresden, über „Unsere alten Leute als Gebende und Nehmende“. In überaus eindringlicher Weise zeigte die Referentin die vielschichtige und ernste Problematik auf, mit der sich in einer Zeit wachsender gesellschaftlicher Zusammenhangslosigkeit gerade unsere alten Leute auseinanderzusetzen haben.

Caritaspräsident Eckert, Freiburg i. Br., entwarf in seinem Vortrag „Rufe zur Barmherzigkeit in unserer Zeit“ die ganze Vielfalt und Ausdehnung moderner Not. Er appellierte als Verantwortlicher der organisierten katholischen Liebestätigkeit in Deutschland an alle Helfer der Caritas, den barmherzigen Menschen im Christentum zu erziehen und zu entfalten. Nicht zuletzt ist das eine Sache der Gnade, und deshalb kann der Weg zu echter, caritativer Gesinnung nur vom Herzen Jesu ausgehen.

Im Schlußreferat stellte Dr. Reisch, Caritaszentrale Freiburg i. Br., das Bild des Helfers in der christlichen Liebestätigkeit anschaulich heraus. Der Helfer ist in seiner treuhänderischen Gesinnung für die gegenwärtige Gesellschaft zu einem unabdingbaren Zeugen christlichen Lebens und Wesens geworden.

Die Atmosphäre des Arbeitskreises über das Geben und Nehmen war getragen von einer echten Herzlichkeit, die im Gespräch zwischen Ost und West (der Arbeitskreis zählte ca. 450 Mitglieder — davon etwa 400 aus Ostdeutschland) noch ihre besondere Note erhielt. Mit Recht konnte der Leiter der Arbeitsgemeinschaft, Prof. Dr. Egenter, München, in seinen Schlußworten sagen, daß die gemeinsame Gesinnung den Arbeitskreis zu einer echten Gemeinschaft werden ließ. Es war eines der beglückendsten Erlebnisse des Arbeitskreises, daß aus der Zuhörerschaft immer wieder die Überzeugung laut wurde, daß es kein vollbefriedigendes und treues Geben und Nehmen ohne die Lebens- und Liebesgemeinschaft mit Christus geben kann. So wuchs aus dieser tiefreligiösen Atmosphäre der Arbeitsgemeinschaft der einstimmig gebilligte Antrag an die Leitung des 76. Deutschen Katholikentages heraus, sie möge den Hochwürdigsten Deutschen Episkopat darum bitten, ein kurzes Fürbittgebet der Katholiken Gesamtdeutschlands füreinander regelmäßig bei den Gottesdiensten verrichten zu lassen.

Es darf als Erfolg der Arbeitsgemeinschaft VI angesehen werden, daß die Teilnehmer durch die verschiedenen Blickpunkte, von denen aus die einzelnen Referate die ganze Problematik des Gebens und Nehmens in unserer Zeit beleuchteten, eine Fülle von Erkenntnissen und praktischen Anregungen vermittelt bekamen. Daß die Diskussion nicht immer mit wissenschaftlicher Strenge am Kernpunkt des Themas gehalten werden konnte, ist nicht als Verlust zu werten, zumal gerade die Teilnehmer aus dem Osten Gelegenheit finden wollten, ihre praktischen Erfahrungen und ihre Schwierigkeiten im caritativen Wirken sich von der Seele zu sprechen.

Rat- und Trostbedürftige hat es zu allen Zeiten gegeben. Aber noch niemals war die geistige Epidemie der Ratlosigkeit und Trostlosigkeit so verbreitet wie heute. Um so mehr ist dem Christen aufgegeben, Zeuge des Tröstergeistes zu sein, den uns Christus gesandt hat, damit er „uns in alle Wahrheit einführe“.

Schon bei den vorbereitenden Besprechungen war es der Leitung (Frau Dr. Margarete Sommer, Berlin, Prälat Buchholz, Bonn, Dr. med. Hans Ruehs, München, und Pfarrer Heinrich Tomberge, Berlin-Schöneberg) und den Referenten klar, daß nur einige der geistigen „Notstandsgebiete“ in der Arbeitsgemeinschaft besprochen werden konnten. Zwar gibt es heute, so führte Frau Dr. Sommer in ihrem einleitenden Referat aus, für fast alle schwierigen Lebensfragen und -bereiche Beratungsstellen mit fachlich geschulten Spezialkräften, für die das Raterteilen zum Hauptberuf geworden ist. „Aber sind auch diese alle berufen im geistigen Sinne? Sind sie geöffnet für die Gabe des Rates und der Weisheit?“ Und erst recht, wenn es sich darum handelt, Trost zu spenden, wird offenbar, wie oft es sich nur um ein Ver-trösten handelt statt um eine Vermittlung der Kraft zur Hoffnung.

Die heutige Weglosigkeit und Lebensangst hat sich der Widersacher auf eine unheimliche Weise zunutze gemacht. Wo man Gott vertrieben hat, erscheinen die Götzen in den mannigfachsten Formen des Aberglaubens. Darüber sprach der bekannte Kölner Jesuitenpater Philipp Schmidt. „Trotz Zivilisation und Kultur sind Gebildete und Ungebildete einer emotional-magischen Ersatzreligion verfallen, die um so schwerer zu widerlegen ist, da magische Dinge letztlich Gefühlssache sind. Denken wir an Anthroposophie, Theosophie, Spiritismus, Neugeistbewegung, Christian Science (Gesundbetelei), Neubuddhismus und besonders die Astrologie u. a.“ Neben der am weitesten verbreiteten Form der „Gassen-Astrologie“, wie sie sich nun fast in allen Illustrierten, Magazinen und Wochenzeitschriften breitgemacht hat, gebe es eine sogenannte „wissenschaftliche“ Astrologie, welche die Sterndeutung als Arbeitshypothese in die Wissenschaft einführen will. Doch diese Trennung sei eine Abstraktion, denn beide gehen in der Praxis ineinander über. So stehe die Kirche auch der wissenschaftlichen Astrologie mit großen Reserven gegenüber.

Nach diesem vorläufigen Versuch, sich gegen die falschen Ratgeber abzugrenzen, sprach der Familienseelsorger Pastor Geerling, Köln, über die Familie als die gottgegebene Ordnung, in der das gegenseitige Raten und Trösten nicht nur aufgegeben, sondern auch in der Gnade Gottes möglich ist. In ihr soll und kann die Kraft einer im Heiligen Geiste erleuchteten und beratenen und in tröstlicher Freude lebenden Gemeinschaft aufstrahlen. Freilich braucht die Familie auch selber Rat und Trost, besonders da sie vor der Öffentlichkeit noch allzuoft diffamiert wird. Aber diese Hilfe kann ihr nicht von außen gewährt werden. Sie liegt in ihr selbst. Daraus, wie Gott die Familie meint, kann sie sich raten und trösten lassen. Es ist eine die ganze Lebenshaltung des Menschen bestimmende Erfahrung, daß er von klein auf der leiblichen und geistigen Hilfe seiner Eltern bedürftig war und bleibt. Andererseits leben die Eltern davon, daß Gott ihnen mit jedem Kind auf eine besondere Weise seine Liebe anbietet. „Wenn Gott eine neue Menschenseele schafft, so beweist er dem Menschen-

geschlecht, daß er es noch nicht aufgegeben hat.“ Hier haben die christlichen Familien Gelegenheit, ihre magnanimitas zu beweisen, ihren „Mut zur Großherzigkeit“. Ergänzend dazu gab Frau Hedwig *Klausener*, Berlin, aus dem reichen Schatz ihrer persönlichen und beruflichen Erfahrung gültige Weisungen, wie solches gegenseitige Raten und Trösten zwischen den Eheleuten und innerhalb der Familie zustande komme. Aus seiner Praxis als Leiter des Zentralinstitutes für Ehe- und Familienberatung in Köln sagte Dr. B. *Korte*, es sei doch eine trostreiche Sache, wie krisenfest die Ehe und die Familie selber sei. Nicht diese geraten in die Krise, sondern die Menschen, die in ihr leben. Entscheidend sei, daß diese Menschen erkennen, wie sie durch den Herrn in die Gnade gestellt sind. Allerdings setze das Raten und Trösten natürlicherweise eine grundsätzliche Offenheit voraus. Wenn ein Kind in der Begegnung mit den Eltern nicht zugleich auch vorbereitet wird für die Begegnung mit Gott, kommt es bald in einen tiefreichenden Notstand der Angst. Gott ist die Liebe, aber diese Liebe muß das Kind in der Liebe seiner Eltern erfahren.

Frau Oberin *Willies Wiesmann*, Paderborn, zeigte auf, welcher Trost gerade von den alten Leuten ausgehe, denn die Großeltern sind es, die durch ihre Verbundenheit mit der Tradition den Sinn für das familiäre Leben wachhalten können. Zwar sind sie selbst oftmals trostbedürftig, aber alle Sorge für sie wirke sich aus als Bereicherung der Familie.

In den praktischen Bereich der beruflichen Beratung führte dann die Behandlung der Zusammenarbeit zwischen dem Psychotherapeuten und dem Seelsorger ein. Für den ersten sprach Dr. med. H. *Ruehs*, München. Er gab eine Übersicht, wie es überhaupt zu der Möglichkeit des Zusammenwirkens gekommen sei. Auf die Theorien von Freud eingehend, sagte er, wir müßten uns gegenwärtig halten, in welcher Zeit er gelebt habe und was für soziologische Voraussetzungen bei ihm bzw. seinen Patienten gegeben waren, an denen er seine folgenreichen Entdeckungen gemacht hat. Trotz des weithin reichenden und zum großen Teil berechtigten Mißtrauens gegenüber Männern wie Freud und C. G. Jung und ihrem Werk ist doch an vielen Orten eine Zusammenarbeit zwischen Seelsorgern und Ärzten entstanden, die die Psychotherapie als spezielle Aufgabe gewählt haben. Dabei ist allerdings wichtig, daß der Arzt seine Grenzen sieht und nicht etwa den Seelsorger ersetzen will. Aber auch der Seelsorger muß die Grenze zum ärztlichen Bereich respektieren. Deshalb lehnt *Ruehs* es ab, daß der Priester selbst psychotherapeutische Behandlungen durchführe.

Aus seinem eigenen Erleben während seiner Zuchthausjahre und seiner seelsorgerischen Praxis sprach dazu Pfarrer *Heinrich Tomberge*, Berlin-Schöneberg. „Arzt und Seelsorger begegnen sich in der Sorge um den Menschen. Der eine wendet sich an ihn in seiner Krankheit, der andere an ihn in seiner Schuld.“ Man könnte die Grenze so ziehen, daß der Psychotherapeut durch die Beseitigung der krankhaften Hemmungen den Kranken bereit mache zum Bekenntnis seiner Schuld, von der ihn aber nur der Priester lösen könne. *Tomberge* berichtete von einer Umfrage Jungs, ob man in Lebenskonflikten eher den Arzt oder den Pfarrer aufsuchen würde. Für den Arzt entschieden sich 57% aller Protestanten und nur 25% der Katholiken, für den Pfarrer 8% Protestanten, dagegen 58% der Katholiken. Der Rest von 35% Protestanten und 17% Katholiken war unentschieden. Wichtig ist

vor allem, daß der Rat- und Trostsuchende „verstanden“ werden will. Dazu ist notwendig, daß der Beratende und Tröstende selber die Not sieht und sie auf sich nimmt. „Christliches Zeugnis in der Zusammenarbeit von Arzt und Seelsorger heißt also die gesamte Wirklichkeit von Natur und Übernatur, auch die neuesten Erkenntnisse und Ergebnisse der Psychologie sehen und den Menschen aufzeigen und aus dieser Erkenntnis raten und trösten.“

Dr. B. *Korte* betonte dazu, es sei nicht die Aufgabe der Psychotherapie, zu heilen, sondern zu helfen. Der Arzt könne nur ein „Ermöglicher“ (Weizsäcker) sein, er müsse nämlich dem notleidenden Menschen dazu helfen, wieder ein Liebender zu werden. Darin bestehe die eigentliche Not des Menschen, daß er die entscheidende Gabe Gottes, liebesfähig zu sein, nicht verwirkliche bzw. sie nicht verwirklichen könne. Er wies dabei auf das Wort Freuds hin, der Mensch sei viel unmoralischer, als er denke, er sei aber auch viel moralischer, als er meine. Daß heute die Neurose so ungeheuer verbreitet sei, sei eigentlich der modernste Gottesbeweis. Für den heutigen Menschen sei es nicht mehr so notwendig, das Fürchten zu lernen, sondern das Lieben.

Aus ihrer Praxis an einer Nervenheilanstalt gab Fräulein *Toepper* die Geschichte von vier Schicksalen, um daran aufzuzeigen, wie wichtig und vielleicht auch notwendig die Zusammenarbeit von aufgeschlossenen Priestern und gläubigen Ärzten sei. Der bekannte Moralthologe Professor *Richard Egenter* aus München sagte, der Psychotherapeut wolle den „Apparat“ in Ordnung bringen, doch sei es andererseits für den Menschen nicht heilsnotwendig, daß dieser restlos funktioniere. Es gebe genug Heilige im Himmel, die auf Erden einen Knacks gehabt hätten. Ja man sei sogar verpflichtet, mit einer Neurose zu leben, wenn sie nur durch Sünde zu beseitigen wäre. Ein völlig ungefährliches psychotherapeutisches Mittel sei der Humor. Leider stehe er allerdings nur denen zur Verfügung, die innerlich „in Ordnung“ sind. In der Aussprache verlangte ein junger Salesianerpater eine bessere psychologische Ausbildung der Seelsorger. „Die Förderung der katholischen Psychotherapie ist die beste Waffe gegen die falschen Psychotherapeuten.“

Am meisten ist der Mensch dann rat- und trostbedürftig, wenn er in die Schuld gefallen ist. Deshalb war der geistlichen Hilfe in der Begegnung mit dem Straffälligen eine besondere Behandlung gewidmet, und zwar in den beiden Referaten von Ministerialrat *Alfons Wahl*, Bonn, und von Strafanstaltspfarrer a. D. *Peter Buchholz*, Berlin-Bonn. Der Jurist zeigte aus seiner Sicht, wie es durchaus möglich und auch für den Christen notwendig sei, auch dem Verbrecher noch den Weg zur Versöhnung mit Gott aufzuzeigen. Letztlich handelt es sich darum, den Straffälligen zu einer Einsicht in seine Schuld zu führen, wozu das neue Gesetz der Bewährungshilfe die Möglichkeit gibt. Der aus seiner segensreichen Wirksamkeit in der Strafanstalt Berlin-Plötzensee während der schrecklichen Jahre bekannte Geistliche stellte dann wahrhaft tröstlich dar, welche Kraft nun auch von jenen Menschen ausgehen kann, die ihr ungerechtes Schicksal trotzdem aus der Hand Gottes annehmen. Was er aus den letzten Tagen und Stunden so mancher Zeugen Christi berichten konnte, war für alle Teilnehmer der Arbeitsgemeinschaft der herzlichste Trost, der geboten werden konnte.

In seiner Zusammenfassung ging am Schlusse der Arbeit Pfarrer *Tomberge* noch einmal auf den tiefsten Sinn christlichen Ratens und Tröstens ein. Die Schöpfung müsse

nach dem Worte des heiligen Paulus befreit werden vom Dienste der Verwesung zur „Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes“. Aber niemals darf der Helfende vergessen, daß Gottes Wirken sich nicht an menschliche Termine binden läßt. Wer Trost und Rat spenden will, muß offen sein für die ganze Wirklichkeit Gottes. Diesem Ziel können wir uns nur schrittweise nähern. Auch die Erkenntnis unserer Unzulänglichkeit gehört wesentlich zur Erkenntnis der Wahrheit.

Arbeitsgemeinschaft VIII

Christliches Zeugnis in Krankheit und Tod

Der Teilnehmerkreis der Arbeitsgemeinschaft VIII bestand hauptsächlich aus Ärzten, Schwestern, Fürsorgerinnen und Krankenseelsorgern, im ganzen etwa hundert Personen, etwas über die Hälfte aus der Sowjetzone.

Die Leitung hatte Prof. Dr. med. Jores, der Direktor der 2. Med. Univ.-Klinik Hamburg, dem als stellvertretende Leiter Pater Bernhard Rütther OSC, Referent für Krankenfürsorge beim Deutschen Caritasverband, und Generalassistentin Mutter M. Aquila vom Mutterhaus der Dominikanerinnen in Arenberg zur Seite standen.

Die Arbeitsgemeinschaft hielt sich an die vom Zentralkomitee vorgeschlagene Arbeitsmethode. Es wurden keine größeren Referate gehalten. Die von Prof. Jores und Pater Rütther vorbereiteten Thesen zum Thema „Christliches Zeugnis in Krankheit und Tod“ waren in der Hand der Teilnehmer und wurden jeweils von den beiden Verfassern erläutert und dann zur Diskussion gestellt. So beherrschte die Diskussion, die mit fortschreitender Dauer und näherem Sich-kennen-lernen immer vertrauensvoller und persönlicher wurde, die eigentliche Arbeit. Auffallend war die starke Beteiligung gerade der Ärzte aus der Sowjetzone. Als am dritten Tag das Ergebnis in kurzen, prägnanten Sätzen zusammengefaßt wurde, konnte man feststellen, daß die Diskussion wesentlich zum endgültigen Ergebnis beigetragen hatte. Wenn auch manche Anregung aus der Aussprache in dem kurzgefaßten Ergebnis, das als Resolution an das Zentralkomitee weitergeleitet wurde, nicht aufgenommen werden konnte, so wurde doch alles Wesentliche im Protokoll der Sitzungen festgehalten.

Bei der Darstellung des Ergebnisses folgen wir am besten in kurzen Zügen dem Verlauf der Diskussion, wobei der erste Tag den grundsätzlichen Erörterungen über die christliche Sicht der Krankheit gewidmet war, während der zweite Tag auf dem Hintergrund der Zeitsituation zu praktischen Folgerungen zu kommen versuchte.

1. *Krankheit und Schuld.* Prof. Jores ging aus von den neuen Erkenntnissen, die die psychosomatische Medizin im Verständnis der Krankheit gebracht hat. Zwischen dem Menschenbild der Naturwissenschaft und dem des Glaubens hat hier eine bedeutsame Annäherung stattgefunden. Insoweit die Krankheit als personales Geschehen begriffen werden kann, ist sie um so offener geworden für die religiöse Deutung. Wenn auch von persönlicher Schuld unmittelbar nur in Einzelfällen die Rede sein kann, so wird doch in der Krankheit oft eine tragische Schuldverkettung aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Familie und Umwelt (die verderblichen Zeitumstände) sichtbar.

In der Diskussion wurden vor allen Dingen die Begriffe „Schuld und Sünde“, „persönliche Sünde und Erbsünde“ geklärt und ausdrücklich festgestellt, daß trotz aller

Schuldverkettung der Krankheit, im ganzen gesehen, der geheimnisvolle Charakter nicht genommen werden kann, daß insbesondere Krankheit als Schicksalsfügung bei der Gesamtbetrachtung hinzugenommen werden muß. In christlicher Deutung kommt man also zum Ergebnis, daß die Krankheit Ausdruck der allgemeinen, durch die Erbsünde gestörten Seinsordnung ist.

2. *Krankheit und Leid.* Die These „Krankheit und Leid“ fragt insbesondere nach dem Sinn der Krankheit, wobei ein natürlicher und ein übernatürlicher Aspekt zu unterscheiden sind.

Da es bei der Zielsetzung der Arbeitsgemeinschaft um die christliche Sicht ging, ergab sich aus der vorgelegten These und der anschließenden Diskussion folgende Feststellung:

Krankheit und Leid als Gelegenheit zur Reifung der Persönlichkeit, wobei in christlicher Sicht nicht nur die Tugendhaftigkeit schlechthin, sondern die Heilsoffenheit des Gläubigen gemeint ist.

Krankheit und Leid als Gelegenheit zur Selbstbesinnung und zur Neuordnung, indem der Mensch in seiner existentiellen Not zu sich selbst kommt und offen wird für den Anruf Gottes.

Krankheit und Leid des weiteren als Offenbarung Gottes und seiner Heilsabsichten, insbesondere im Zeugnis der tätigen Nächstenliebe.

Krankheit und Leid schließlich als neue Möglichkeit in der Verbindung mit Christus zum Leidensapostolat.

In der Diskussion nahm einen besonderen Raum ein die Frage nach dem Sinn des Schmerzes und der Verwendung betäubender Mittel.

3. *Sterben und Tod.* Beim Menschen ist das Sterben nicht nur im biologischen Sinne als natürliches Ende zu werten, sondern zusätzlich einerseits als Auswirkung des Individuationsprinzips und andererseits als von Gott gefordertes Opfer.

In der Diskussion kam ausführlich zur Aussprache die Frage nach der Wahrheit am Sterbebett, nach der Möglichkeit einer echten Sterbehilfe, wobei trotz des verschiedenen Ansatzpunktes ärztlicher und seelsorglicher Einstellung eine weitgehende Annäherung erreicht wurde.

4. *Zeugnis in Krankheit und Tod.* Als grundsätzliches Ergebnis aus den allgemeinen Erörterungen ergab sich die Forderung, daß wir heute alles tun müssen, damit das Kranksein den Charakter als Heilsgeschehen behalten und seine Heilsbedeutung verwirklicht werden kann.

a) Für den Kranken ergibt sich daher die dringende Forderung, die Zeit seiner Krankheit zu nutzen, wozu als erste Voraussetzung Besinnlichkeit und Ruhe in den Krankenzimmern einkehren muß. In Geduld und Stankmut soll der gläubige Kranke seiner Umgebung Zeugnis von der Kraft und Wirklichkeit seines Glaubens geben. Er soll versuchen, in der Verbindung mit dem Leiden Christi sein Leid fruchtbar zu machen zur Sühne für die eigene Schuld und im Leidensapostolat zusammen mit allen leidenden Gliedern Christi für die Aufgabe der Gesamtkirche.

Schon während seines Lebens soll der Christ den Tod nicht als Ende, sondern als Durchgang begreifen lernen und sein Sterben in Vereinigung mit dem Sterben Christi bewußt zu einem Akt des Gehorsams machen.

b) Auf Grund der christlichen Sicht der Krankheit ist auch der Arzt aufgerufen, seinen Beruf als göttliche Sendung aufzufassen, so daß er in persönlicher Begegnung mit dem

Kranken nicht nur das „Gesundmachen“, sondern das „Heilwerden“ erstrebt.

c) Insbesondere ist die Krankenschwester aufgerufen, durch ihre gläubige Haltung im selbstlosen Dienen dem Kranken dazu zu verhelfen, die Heilsbedeutung seines Krankseins zu erkennen. Das gläubige Volk aber muß den Schwesternberuf in seiner christlichen Zielsetzung wieder tiefer erkennen, in der es gilt, einen ausdrücklichen Auftrag des Heilandes gegenüber den Kranken und Sterbenden zu erfüllen.

d) Die Angehörigen des Kranken sollen erkennen, daß mit der Übernahme der Krankenfürsorge durch amtliche Institutionen ihre eigene Verantwortung noch nicht erfüllt ist, sondern daß auch sie gerade für das eigentliche „Heilwerden“ ihres kranken Familienmitglieds zum christlichen Zeugnis aufgerufen sind.

e) Die Pfarrgemeinde als die neue Lebensgemeinschaft in Christus schuldet gerade ihren kranken Gliedern Anteilnahme und Hilfe, die insbesondere den Alten und Einsamen zugute kommen sollen. Die vielfältigen Möglichkeiten des Krankenapostolates, z. B. die Verbindung mit den in auswärtigen Kliniken weilenden Kranken, können nach der Meinung der Arbeitsgemeinschaft viel intensiver ausgenutzt werden. Die Gebetshilfe der Pfarrgemeinde muß vorzüglich den Sterbenden zuteil werden. Die Begräbnisfeier soll über das Konventionelle hinaus wieder stärker Zeugnis ablegen von der „Gemeinschaft der Heiligen“, wobei die Arbeitsgemeinschaft die unterschiedlichen „Klassen“ der liturgischen Feierlichkeit für unvereinbar hält mit dem Zeugnis christlicher Liebe.

f) Die christlichen Krankenhäuser haben die große Verantwortung, bewußt ein Hort der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des Kranken zu sein und den bedrohlichen Tendenzen der Verbetriebligung und Versachlichung nach Möglichkeit entgegenzuwirken. Die Schaffung der persönlichen Atmosphäre in der Raumgestaltung und in der Beseitigung der Krankensäle, die Erneuerung der lebendigen Gemeinschaft zwischen Kranken und Helfern, die intensivere Berücksichtigung der Beeinflussungsmöglichkeit durch Rundfunk und Krankensbibliothek (religiöse Krankenzeitschriften) und manches andere wurden als vordringliche Aufgaben der christlichen Krankenhäuser herausgestellt.

g) Bei der Verwirklichung des christlichen Zeugnisses in Krankheit und Tod kommt den Seelsorgern eine entscheidende Bedeutung zu. Die Arbeitsgemeinschaft hält deshalb eine stärkere Berücksichtigung dieser Aufgabe bei der Auswahl und Vorbildung der Krankenseelsorge für dringend notwendig.

h) Alle Helfer am Krankenbett sind aufgerufen zum gegenseitigen Zeugnis der Liebe und sollten in einer Zeit wachsender Entpersönlichung in jeder Begegnung die Ehrfurcht vor dem Gotteskind und seiner Berufung als Grundgesetz ihres Handelns erkennen lassen.

Arbeitsgemeinschaft X

Christliches Zeugnis in der Kunst

Daß man sich auf dem 76. Deutschen Katholikentag in Fulda in einer eigenen Arbeitsgemeinschaft auch mit dem christlichen Zeugnis der Kunst beschäftigte, erschien nicht ohne weiteres allen Künstlern eine Selbstverständlichkeit zu sein. Der Leiter, Studentenpfarrer Dr. Küppers, Düsseldorf, dem Dombaumeister Dr. Weyres, Köln, und Dr. Hugo Schnell, München, hilfreich zur Seite standen,

versuchte deshalb in einem einleitenden Referat über „Zweck oder Sinn in der Kunst“ eine grundsätzliche Antwort zu geben. Dabei wurde auch die Frage nach dem Wesen der Schönheit gestreift, wobei der Redner verschiedentlich auf grundsätzliche Erkenntnisse bei seinem Lehrer Dietrich von Hildebrand, bei Jaques Maritain und Romano Guardini verwies. Kunst, so führte Dr. Küppers aus, habe keinen Zweck, nicht einmal den Zweck, die Menschen zu erbauen oder sittlich besser zu machen. Es liege am Menschen selber, wenn sie auch das erreiche, und sie könne es in einem sehr bedeutenden Maße erreichen. Kunst habe auch nicht den Zweck der Belehrung, etwa als kirchliche Kunst eine Art Bilderbibel zu sein. Kunst habe lediglich einen Sinn, einen sehr letztlich und tiefen Sinn, der darin bestehe, einfach da zu sein und in ihrem Dasein das Hintergründige in der für alle sichtbaren und greifbaren Wirklichkeit zu offenbaren. Der Sinn der Kunst sei im Grunde der, daseiend im Schönen die Wahrheit zu offenbaren. Der Redner ging dann etwas näher auf das Wesen des Kunstwerks als solches ein. Es offenbare, so führte er aus, in sich selber das Moment der Einheit. Es strahle im Kunstwerk ein wundervolles Zueinander und Ineinander von an und für sich in der allen Menschen zugänglichen Natur Geschiedenem auf. Was in einer nur mühsam und kaum übersehbaren Weite gegeben sei, in der Schönheit, im Kunstwerk als ihrem spezifischen Träger, sei es in einem eigentümlichen Glanz vermählt, und zwar mit einer Artikuliertheit, die es auf anderem Gebiete auch nicht annähernd mehr gebe. Von diesem spezifischen Glanz nun wäre zu sagen, daß es ihn ohne das ihm eigentümliche Ausstrahlen nicht gebe. Damit wurde an eine andere Seite des Einheitschaffens eines echten Kunstwerks gerührt. Es konsekriere gleichsam immer auch den Ausstrahlungsraum, die Umgebung, und sammle, beziehungsweise ordne alles in ihr auf seine eigentliche Mitte hin. Dabei müsse, was hier an Sammlung und Ordnung gegeben sei, immer als Abglanz der ewigen Ordnung selbst, also der Ordnung Gottes angesehen werden. Der das Kunstwerk liebend aufnehmende Mensch wiederum vermöge zugleich dabei des Gegensatzes, der Unordnung und Ungesammeltheit im Bereich der Wirklichkeit innezuwerden, nicht nur im Bereich der Wirklichkeit überhaupt, sondern vor allem auch in sich selbst. Dadurch vermöge ihn dann die Sehnsucht zu ergreifen nach dem einen Mittelpunkt, von dem aus erst die Schöpfung ihren allerletzten Sinn erhält, und nach der Ordnung, die beim Menschen immer bedroht sei und die ihm von Zeit zu Zeit verlorengehe.

In einem zweiten Referat behandelte der Kölner Professor Prälat Dr. Robert Grosche das Thema: „Christliches Zeugnis im künstlerischen Werk“. Der Redner ging von der Grundforderung aus, daß einer, der christliche Kunst mache, immer zuerst echter Künstler zu sein habe. Ist die künstlerische Potenz einmal gesichert, dann sei dem Künstler in seinem Werk Freiheit zu belassen. Es könne nicht Aufgabe der Kirche sein, sich um die Formprobleme der Kunst als solche zu kümmern, sondern um die echte Verchristlichung des Künstlers. Ihm das Glaubensgut in einer ihm gemäßen Form aufzuschließen und zugänglich zu machen sei ihre wichtigste Aufgabe. Dabei gehe es nicht in erster Linie um den genialen Priester als Helfer, sondern um den überzeugten und pneumatisch ergriffenen. Es sei unbedingt wichtig, daß die Kirche den Künstler und das echte künstlerische Werk in ihren Dienst aufnehme, zumal in den Museen die Kunstwerke ortlos wären. Ein Museum

könne nur als Ort der Konservierung nicht mehr „brauchbarer Kunstwerke“ gelten. Schließlich wurde noch auf die Wichtigkeit echter christlicher Gemeinschaften der Künstler hingewiesen und daß erst im „Leben mit der Kirche“ die rechte Voraussetzung gegeben sei für die Schaffung überzeugender christlicher Kunstwerke.

Im Anschluß an das Referat von Prälat Grosche sprach Dombaumeister Dr. Weyres, Köln, über „Liturgie und Architektur“. Mehr noch als sein Vorredner ging Dr. Weyres vom Konkreten aus. Daß die Kirchen allen Erfordernissen der kultischen Handlungen und aller echten Andachtsformen entsprächen, war sein Grundanliegen. Gegenüber der bühnenmäßigen Aufstellung des Altares fordere das liturgische Geschehen eine zentralere, herausgehobene Stellung der Opferstätte im Gotteshaus, gleichsam auf einer „heiligen Insel“. Das kultische Geschehen weise über den Altar hinaus auf Gott hin. Dementsprechend schein ihm eine kreisende Anordnung der Gemeinde nicht die entsprechende. Auf den Kirchenchor hinweisend, bezeichnete der Redner die Nähe zum Kirchenvolk als dessen eigentlichen Ort, während die Schola ihren Ort nahe dem Altar habe. Für den Hochaltar der Kirche forderte Dr. Weyres nach Wegräumung leerer Schmuckfülle eine wesenhafte Gestaltung als reinen Opfertisch im Gegensatz zu einer überlangen Repräsentationsform. Auf den Ort des Tabernakels eingehend, forderte der Redner die Erfüllung der bestehenden kirchlichen Vorschriften, wobei mit „bevorzugtem Ort“ nicht unbedingt der Hochaltar gemeint sein müsse. Für die Aufstellung des Tabernakels hinter dem Hochaltar sei das Aufstellen eines zweiten Altars gefordert, mit dem das Tabernakel verbunden sein müsse. Auch in diesem Zusammenhang wurde die eindeutige Forderung erhoben, Aufträge nur an qualifizierte, echte Künstler zu vergeben.

Ergänzend zu dem Referat von Dr. Weyres sprach der Herausgeber der Kunstzeitschrift „Das Münster“, Dr. Hugo Schnell, München, über das Thema „Geschichtliche Kräfte und heutiges Leitbild des Kirchenbaus“. Die menschliche Existenz des Künstlers sei heute besonders stark bedroht, so führte der Redner aus. Um zu den „Urbildern“ zurückzufinden, sei daher für den Künstler unserer Tage eine echte Naturverbundenheit besonders wichtig und notwendig. Damit aber sei die Forderung berechtigt, in Weiterführung alles Lebendigen auch die geschichtlichen Kräfte zu berücksichtigen und die Tradition nicht außer acht zu lassen. An Hand des großartigen Ritus der Kirchweihe und der jeweils lebendigen Glaubensform lasse sich das vielseitig erfüllte, weiterwirkende Bild des Kirchenraumes deutlich erfassen. Der Redner forderte in sehr geschliffener Form, daß alle diese Kräfte an der Gestaltung heutiger Kirchenbauten künstlerisch-geistig wirksam blieben, allerdings ohne eine rein äußere Übernahme alter Formen. Der neuerlebte mystische Leib Christi, so sagte Dr. Schnell, bedinge vor allem heute die echte Gemeinschaftskirche, die immer erst das Werk echter christlicher Gemeinschaft von Architekten, Malern und Bildhauern sein könne.

Schon im Referat von Dr. Schnell wurde die Forderung spürbar nach einem christlichen Zeugnis im Bildwerk der Kirche. Diese Forderung stellte sich erneut und noch klarer in dem letzten Referat im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft, das Dr. Anton Henze, Greven i. W., hielt. Sein Thema war „Gegenstandslose Kunst als christliches Zeugnis und ihre Beziehung zum Gotteshaus“. Der Referent ging dabei zunächst von der Kirche als „durchlässiges, sich in Form und Farbe dem Himmel öffnendes Gotteszelt“

aus, wobei er auf die gute Möglichkeit hinwies, sich die Errungenschaften der Technik auch im Zusammenhang mit dem kultischen Bau dienstbar zu machen. In der Kirche als „Gotteszelt“ sei kein eigentlicher Ort mehr gegeben für die bisherige Tafelmalerei, dagegen hätten Glas-, Wandbilder und plastische Symbole in ihm einen auch weiterhin legitimen Ort. Die Diskussion beschäftigte sich ausgiebig mit einer Klärung der Begriffe und wies den Unterschied auf zwischen abstrahierender und sogenannter gegenstandsloser Kunst, die Dr. Henze — wenn es um die Malerei gehe — lieber in „absolute Malerei“ umbenannt wissen wollte. Auch ihr, wie der Plastik, so wurde gefolgert, gebühre innerhalb der Kirche Raum, immer aber nur so weit, als sie sich dienend der Architektur unterordne.

Unter den Teilnehmern, deren Zahl genau 120 betrug, befanden sich 18 Maler, 14 Architekten, 8 Bildhauer, 9 Vertreter des künstlerischen Handwerks, 10 Musiker, eine beträchtliche Anzahl Kunsterzieher, außerdem 17 Pfarrer und sonstige Kunstinteressierte. Das Resultat der Arbeitstagung wurde in konkreten Resolutionen zusammengefaßt, die durch das Zentralkomitee der Deutschen Katholiken der Öffentlichkeit in einer eigenen Publikation übergeben werden sollen.

Nachträglich muß gesagt werden, daß es gut gewesen ist, eine einheitliche Linie in die Arbeitstagung hineinzubringen. Dadurch mußten naturgemäß einige Gebiete der Kunst ausgelassen werden. Dazu gehörten vor allem die Literatur, das künstlerische Handwerk und die Kirchenmusik. Sie sind aber auch wiederum so wichtig, daß ein näheres Eingehen auf diese Gebiete unvermeidlich ist. So wurde denn abschließend in Fulda auch bereits angeregt, sie auf einer eigenen Tagung beim nächsten Katholikentag zu behandeln.

Arbeitsgemeinschaft XI

Christliches Zeugnis in der politischen Entscheidung

Das politische Zeugnis in der Politik betreffend, sagte der Leiter, Prof. Dr. *Süsterhenn*, Koblenz, gebe es drei Fragenkomplexe zu klären: die „Subjektivität“ dieses Zeugnisses, also das, was man mit dem Ausdruck „Politik aus dem Gewissen“ umschreiben kann; ferner die Frage objektiver christlicher Grundsätze, die diesem Gewissen als Norm zu dienen haben, und endlich den übergroßen Komplex der konkreten Fragen, an denen sich das Gewissen des christlichen Politikers bewähren muß.

Die beiden ersten Fragen waren Gegenstand zweier Referate. Dr. Rainer *Barzel*, Bonn, gelang es nicht, genügend Erfahrungsmaterial in sein Referat einzuarbeiten und so die ihm gestellte Aufgabe konkret zu lösen. Er begnügte sich zumeist damit, sehr allgemeine Forderungen an den christlichen Politiker von neuem auszusprechen. Derartige Arbeitsgemeinschaften sollten jedoch etwas anderes sein als elementare Schulungskurse. Daß der gottgegebene Auftrag des Christen auch Staat und Gesellschaft umfaßt, dürfte in Zukunft als bekannt vorausgesetzt werden. Zu der Frage, worin der Beitrag des Politikers zur Verchristlichung der Welt bestehe, gab der Referent zwei Antworten: Zuständereform, die es der Kirche ermöglicht, ihr Werk zu tun, und Herstellung der Gemeinwohlgerechtigkeit, also Weltdienst nach Gottes Schöpfungsplan. Im dritten Abschnitt war die Rede von dem politischen Wirken innerhalb des demokratischen Rechtsstaates. Im Rechtsstaat regiert das Gesetz. Das Gesetz ist das

Ergebnis parlamentarischer Mehrheit. Vor allem, wenn auch nicht ausschließlich, gehe es deshalb um die richtige Mehrheit. Erst im vierten Abschnitt ging Barzel auf die Merkmale christlicher Haltung in der Politik ein. Er stellte eine Unterscheidung voran, die später Prof. Holzamer, Mainz, zurückwies. Barzel sagte nämlich: Politik ist immer nur Methode, Mittel zum Ziel. Deshalb gibt es „keine aus dem Glauben ableitbare, für alle Christen verbindliche christliche Politik“. Es wäre die Hauptaufgabe der Diskussion gewesen, diese These gründlich zu behandeln. Denn es ist die These von Thomas Dehler (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 530). Dagegen, so stellte Barzel fest, gibt es den christlichen Politiker. Er charakterisierte ihn als den Menschen, der ein gesundes Verhältnis zur Macht hat, die er je und je dem Naturrecht unterordnet. Er vollzieht die politische Entscheidung in zwei Phasen. Zunächst fragt er, ob die Sache sittlich erlaubt ist, und dann erst beginnt er das „eigentlich Politische“ zu überlegen. Nun erst sucht er nach dem „kleineren Übel“. Denn: „Politik ist immer irgendwie Kompromiß.“ Dieser Satz blieb leider nebenher hing gesprochen. Enthält er nicht das Problem, über das man hätte sprechen müssen, wenn es darum ging, das personale Moment christlicher Entscheidung im politischen Raum zu klären? Es genügt nicht, eine solche These dadurch zu umgehen, daß man dann einen Tugendkatalog anhängt, angesichts dessen eigentlich alle anwesenden Politiker hätten ein „Domine, non sum dignus“ sprechen müssen.

Die Bundestagsabgeordnete Dr. Maria Probst, Bonn, hatte die objektiven Grundsätze darzulegen, auf die der christliche Politiker verpflichtet ist. Er hat einerseits für Wahrung der persönlichen Freiheit, andererseits für das richtige Maß von Bindung an die Gemeinschaft zu sorgen, d. h. die christliche Solidarität zu verwirklichen. Die Rednerin stellte diese der marxistischen Klassensolidarität, dem politischen Freund-Feind-Verhältnis und der Solidarität des Gruppenegoismus gegenüber. Die Solidarität habe das Gemeinwohl zum Gegenstand, das etwas anderes ist als die Summe des Privatwohls aller. Die Referentin erläuterte dann den Grundbegriff der Subsidiarität. Sie hob die Verpflichtungen hervor, die sich aus dem Kernwort dieses Begriffs, dem Wort „subsidium“, ergeben. In ihm liegt der Ansatz zum Gleichgewicht zwischen dem Prinzip der freien Initiative und dem Prinzip der Autorität.

Im Anschluß an diese beiden Grundsatzreferate legte Prof. *Süsterhenn* in ausgezeichnetem Vortrag den Umriss der staatlichen Wirklichkeit dar, vor die wir als Christen heute gestellt sind. Er ging davon aus, daß die Pflicht zu politischer Mitwirkung jedem Menschen (*pro modulo suo*) durch Naturrecht und Nächstenliebe auferlegt ist. Die Rechtsordnung, innerhalb deren wir diese Pflicht zu erfüllen haben, ist die Demokratie. Sie ist also „nicht nur eine politische Realität, sondern auch die im Gewissen verpflichtende gültige Rechtsordnung“, ohne deshalb das einzig mögliche oder erlaubte System zu sein. Unsere Repräsentativ-Demokratie ist auf Parteien als Organisationsformen des politischen Willens aufgebaut. Deshalb ist der Christ verpflichtet, „sich Parteien anzuschließen“. Daß es mehrere Parteien gibt, beruht auf der Tatsache, daß über die Verwirklichung des Gemeinwohls verschiedene Ansichten bestehen, gegründet auf weltanschauliche Überzeugungen, Urteile über die tatsächlichen Verhältnisse, über die Zweckmäßigkeit von

Mitteln oder auch auf nicht unbedingt illegitime Interessen. „Für die Christen ist die Notwendigkeit eines Zusammenschlusses zu einer christlichen Weltanschauungspartei dann gegeben, wenn die Gefahr besteht, daß a- oder gar antichristliche Weltanschauungsparteien das öffentliche Leben in einer Weise gestalten, die den Grundsätzen der Schöpfungsordnung widerspricht.“ An sich ist das Nebeneinanderbestehen mehrerer christlicher Parteien möglich. Es wird aber problematisch, wenn dadurch der christliche Einfluß insgesamt geschwächt würde. Die Zusammenarbeit mit nichtkatholischen Christen ist möglich, „in der gegenwärtigen deutschen Situation sogar notwendig“, vorausgesetzt, daß jedem die Freiheit gewahrt wird, die politischen Entscheidungen jeweils aus seinem Glauben zu treffen. Auch christliche Parteien dürfen nicht als weltlicher Arm der Kirche aufgefaßt werden. Die Eigenständigkeit des Politikers ist aber durch das Lehramt der Kirche gebunden. Diese Gedanken unterbaute *Süsterhenn* durch ein langes Zitat aus der Weihnachtsansprache Pius' XII. von 1944, einem wichtigen Lehrdokument in dieser Sache.

Im einzelnen nannte der Referent folgende politische Aufgaben: Angesichts der Gefahr des Mißbrauchs staatlicher und gesellschaftlicher Macht, die wegen der Expansion öffentlicher Tätigkeiten wächst, ist auf die Herstellung des Gleichgewichts der staatlichen Gewalten besonderes Augenmerk zu richten. Besonders notwendig ist die Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt, die wirksame Rechtskontrolle von Gesetzgebung und Verwaltung.

Es gilt ferner, auf die jeweils richtige Anwendung des Subsidiaritätsprinzips zu achten; denn es ist unmöglich, daraus gewisse Kompetenzen direkt abzuleiten. Ein sozialphilosophisches Rechtsprinzip ist notwendig zugleich allgemein und dynamisch. Es wird niemals möglich sein, „mit Hilfe des Subsidiaritätsprinzips einen bestimmten historischen Zustand für ewige Zeiten zu stabilisieren“. So darf man z. B. den föderativen Aufbau der Deutschen Bundesrepublik nicht etwa als notwendige Folge dieses Grundsatzes auffassen. Er ist vielmehr als ein der geschichtlichen Tradition und im Zeitalter der Machtzusammenballung auch der gesunden Vernunft entsprechender Anwendungsfall des Subsidiaritätsprinzips anzusehen.

Auch die Einheit von Staat und Nation ist naturrechtlich zwar eine Ideallösung, aber keine unbedingte Notwendigkeit. Sie steht unter einem noch höheren, nämlich dem „Völkergemeinwohl“. Das deutsche Volk aber hat einen Naturrechtsanspruch auf Wiedervereinigung, weil es in einem geschlossenen Siedlungsraum lebt und bis in die jüngste Vergangenheit in einem Staat geeint war.

Der überkommene Nationalstaat ist jedoch nicht die letzte Form der staatlichen Gemeinschaft. Auf der Hut gegen den Nationalismus bekennen wir uns dazu, daß die geschichtlichen Tatsachen heute auf die Errichtung übernationaler Rechtshoheit und entsprechender wirksamer Institutionen drängen, die nach dem Subsidiaritätsprinzip für die Herstellung der Solidarität unter den Völkern der Welt tätig werden müssen.

Dieses Referat wurde hinsichtlich anderer Fragen ergänzt durch Kurzvorträge von Prof. *Holzamer*, Mainz, über kulturpolitische Anliegen, von *MdB Sabel* über die Herstellung des Miteigentums und von *MdB Winkelheide* über die Frage der Familienausgleichskassen.

Holzamer ging aus von der sehr notwendigen Klarstellung, daß Kulturpolitik nicht etwa, wie man sie heute vielfach einschätzt, ein Anhängsel der Staatspolitik ist, sondern deren Kern; denn der Staat selbst und seine jeweilige Gestalt und so auch sämtliche anderen Gebilde sind ja ein Element der Kultur und von ihrer Dynamik mitbewegt, also durch Kulturpolitik gestaltbar. Zweitens spreche für christliches Zeugnis in der Kulturpolitik, abgesehen von der Glaubensverpflichtung, die Einsicht, daß die abendländische Kultur so wesentlich durch das Christentum mitgeprägt ist, daß es erlaubt ist, zu behaupten: „Das christliche Zeugnis in der Kultur leugnen oder behindern, das heißt unsere Kultur selber preisgeben.“

Insbesondere seien heute drei kulturpolitische Forderungen aktuell: der Verstaatlichung der Kultur entgegenzuwirken, andererseits aber dahin zu wirken, daß der Staat seiner Pflicht, Kultur zu ermöglichen, nachkommt; zweitens die Freiheit auf dem Gebiete des Schulwesens zu erhalten und zu vollenden. Föderalismus dürfe nicht nur regional verstanden werden, sondern auch sachlich, als Entflechtung der staatlichen Aufgabekumulation. „Der Staat ist nicht der einzige Bildungsträger, und er ist keinesfalls der eigentliche Erziehungsträger.“ Drittens gehe es um den Schutz der sittlichen Freiheit und die Achtung vor heiligen Gütern gegenüber der Freiheit von Presse, Film, Funk usw. Man müsse verlangen, daß die Freiheit dieser Kulturträger von der Bevormundung durch den Staat ergänzt wird durch den Schutz der sittlichen Freiheit des einzelnen Bürgers und seiner Grundrechte vor der Überwältigung durch den Mißbrauch jener Einrichtungen. Daneben müsse eine intensive Erziehung zum „kritischen Wahlgebrauch“ jener Kultureinrichtungen treten.

Zur Frage des Miteigentums stellte der Bundestagsabgeordnete Sabel fest, daß die Kapitalakkumulation in den Händen weniger, hauptsächlich der Kapitalgesellschaften, „von Tag zu Tag“ stärker wird. Der Prozentsatz der Eigen- im Verhältnis zur Gesamtfinanzierung von Investitionen liege bei 66%. Die Gründe für Herstellung des Miteigentums lägen in einer gesünderen Machtverteilung in der Wirtschaft und einer besseren Fundierung der Mitbestimmung. Von Einwänden dagegen erwähnte der Referent: die Beschränkung der Freizügigkeit, die Schwierigkeit der zu vollem Eigentum gehörigen Veräußerungsfreiheit, die Uninteressiertheit von Arbeitnehmerseite, insbesondere der Gewerkschaften, und die Schwierigkeit einer geeigneten Vertretung der vielen kleinen Miteigentümer. Er selbst ist der Meinung, daß jedes Eigentum dem Menschen eine gewisse Freiheit gibt, aber auch nimmt. So würde eine Beschränkung der Freizügigkeit in Kauf zu nehmen sein. Im übrigen sei nicht einzusehen, warum die Miteigentumsrechte nicht ebenso wie Aktien veräußerlich werden könnten, wobei dann der Kurs regulierend wirken würde. Die Gewerkschaften würden sich vielleicht der Tatsache aufschließen, daß Lohnerhöhungen über ein gewisses Maß hinaus nur möglich seien, wenn die Löhne in gewisser Rate der Investition zugeführt würden. Er wies besonders auf einen Aufsatz von Aufhäuser in den „Gewerkschaftlichen Monatsheften“ (1954, Nr. 4) hin. Der Gesetzgeber selbst aber sollte nicht mehr tun als die Herstellung des Miteigentums mit allen Mitteln fördern und begünstigen. Er sollte es nicht erzwingen.

Bernhard Winkelheide begann sein Referat über die Fa-

milienausgleichskassen mit der ernsten Feststellung, daß der deutsche Katholizismus die sozialpolitische Initiative und Schöpferkraft verloren hat, die ihm zu Beginn des Jahrhunderts eigen waren. Der Glaube an die Realisierbarkeit der sozialen Enzykliken sei unter den Katholiken nicht lebendig. So fehle der Idee heute die Macht, mit der Idee der Macht den Kampf erfolgreich auszutragen. Dies scheint der Grund zu sein, warum wir bisher noch keine Familienausgleichskassen haben und warum es den überzeugten katholischen Parlamentariern so schwer gemacht ist, sozialpolitische Reformen zu erkämpfen. Das katholische Volk unterstützt sie überaus lahm.

Die Familienausgleichskassen sind kein Instrument sozialer Fürsorge und auch kein Lohnproblem. Sie sind vielmehr der Ausgleich dafür, daß die Mehrkinderfamilie, und zwar die des Selbständigen genau so wie die des Lohnempfängers, eine besondere gesellschaftliche Leistung vollbringt, für die sie nach der Sozialgerechtigkeit einen Anspruch auf Entschädigung hat. Besonders Minister Dr. *Wuermeling* erläuterte diese Leistung in der anschließenden Diskussion. Er wies darauf hin, daß beim Fortbestehen der gegenwärtigen Alterspyramide die Altersversorgung der gegenwärtig schaffenden Generation hauptsächlich durch die Familien sichergestellt wird, die den Durchschnitt der Ehefruchtbarkeit überschreiten. Die Ausdehnung des Kindergeldes auf das zweite Kind würde angesichts der beschaffbaren Mittel die Höhe dieser Hilfe entscheidend beeinträchtigen. Außerdem sei das Einkommen heute durchschnittlich der Zweikinderfamilie angepaßt. Die besondere Leistung beginnt also, gesellschaftspolitisch gesehen, beim dritten Kinde.

Winkelheide erläuterte noch die Frage des richtigen Trägers der Familienausgleichskassen. Vom Subsidiaritätsprinzip her betrachtet, sagte er, muß die wirtschaftliche Gesamtheit des Kreises, dem der einzelne angehört, sein Einkommen ergänzen, also zunächst der Betrieb und beim Selbständigen die Berufsgenossenschaft, nicht aber sogleich der Staat. Es wäre zu wünschen, daß die Frage des Familienlastenausgleichs in Freiwilligkeit geregelt würde. „Aber die Gesellschaft hat nicht mehr die Kraft dazu.“ Deshalb bedarf es eines Gesetzes. Die Ausklammerung der Rentner aus dem Gesetzesvorschlag hat nichts mit sozialer Ungerechtigkeit zu tun. Sie haben einen Anspruch an den Staat und erhalten ihre Kinderzulage wie die Beamten als Zuschlag zu ihrer Rente. Da sie nicht in der Wirtschaft stehen, kann diese auch nicht direkt (sondern nur über die Steuern) für sie einzutreten gezwungen werden.

Es dürfte eines der wichtigsten Worte aus dieser Arbeitsgemeinschaft gewesen sein, wenn Winkelheide die Teilnehmer zum Schluß noch einmal leidenschaftlich aufrief, für einen stärkeren Wind in unseren Reihen zu sorgen, das heißt die Trägheit gegenüber der sozialen Gerechtigkeit in den Reihen der deutschen Katholiken aufzurütteln.

Die Diskussionen der Arbeitsgemeinschaft verliefen teilweise sehr unbefriedigend. Unter vielen Teilnehmern herrschte vor allem Mißstimmung darüber, daß vom Vorstandstisch her abweichende Meinungen zu konkreten Fragen mit zu deutlicher parlamentarischer Routine und einer bisweilen fast beleidigenden Ironie behandelt wurden. Es wurde bemängelt, daß in einem freien Aussprachegremium die Leitung Redende der Sache nach, wie ein Teilnehmer sich ausdrückte, „vom Podest einer gewissen

Saturiertheit herab“ schulmeisterte. Nacheinander mußten zwei Priester aufstehen, um etwa gegen die Behandlung von Frau Professor Faßbinder zu protestieren, wenn diese auch zweifellos Ansichten vortrug, die von der überwältigenden Mehrheit der Gesprächsteilnehmer nicht geteilt wurden.

Die Generaldebatte war freilich schwer zu leiten, denn es waren nicht ganz wenige Teilnehmer anwesend, die der Politik und manchen Politikern der CDU kritisch gegenüberstanden. Es waren insbesondere eine Anzahl von Teilnehmern aus dem Osten anwesend, darunter ein Abgeordneter der Volkskammer und früherer Minister, der heute noch im Osten lebt. Man kann die Frage stellen, ob man den Bedürfnissen der Ostteilnehmer genügend Rechnung getragen hat, als man diese Arbeitsgemeinschaft weitgehend mit westdeutschen politischen Detailfragen beschäftigte. Schließlich sollte Fulda doch hauptsächlich dem Gespräch zwischen den Glaubensbrüdern beider Hälften Deutschlands dienen, also das Zeugnis für Christus in beiden staatlichen Hälften des Landes deutlich werden lassen. Die Aussage von Prof. Süsterhenn: „Wir können nur feststellen, daß im Osten ein Zeugnis für Christus in der Politik nicht möglich ist“, zeigt die ganze Problematik eines solchen Gesprächs. Wenn sie stimmt, dann hätte man diesen Arbeitskreis in Fulda nicht abhalten dürfen.

Das Ergebnis war nun, daß man feststellte: Wir sind uns viel fremder geworden. Wir sprechen bisweilen schon eine völlig verschiedene Sprache. Ein Diskussionsredner sagte: Wenn es unmöglich ist, die zwei politischen Hälften Deutschlands an einen Tisch zu bringen, dann sollten wir wenigstens die Gelegenheit wahrnehmen, die uns hier gegeben ist, als Menschen und Christen ins Gespräch zu kommen. Wenn das auch in gewissem Grade schließlich gelang, offenbarte doch der Gang der Verhandlungen in diesem Kreis zeitweise erschreckend, wie weit der Rhein von der Elbe liegt.

Von westdeutschen Teilnehmern wurde, da ja die christliche Haltung der Politiker zur Debatte stand, mehrfach an Persönlichkeiten der CDU Kritik geübt und eine sorgfältigere Auswahl gefordert. Es wurde ausgesprochen, daß in einer Partei, die sich als christlich bezeichnet, niemand eine Funktion haben sollte, der sich den Geboten seines Glaubens nicht auch für seine Person unterwirft. Es wurde ferner kritisiert, daß katholische Politiker häufig positivistisch denken und wenig Verständnis zeigen, die Macht des Staates nach dem Subsidiaritätsprinzip zu regeln. Wir leben, wie Prof. Siewerth sich ausdrückte, zumal auf schulpolitischen Gebiet, „katholisch-etatistisch“.

Prof. Süsterhenn gab darauf allerdings eine treffende und die Lage kennzeichnende Antwort. Er sagte: Wenn wir heute den Kulturbereich mit Autonomie ausstatten würden, was würde geschehen, wenn dann vielleicht liberale und sozialistische Kräfte — man braucht nur an die Lehrerverbände zu denken — diesen Bereich vollends besetzten? Hiermit ist eine ganz schwerwiegende Frage und Not angedeutet: Die deutschen Katholiken sind zur Zeit nicht fähig, ihr christliches Zeugnis unter der Hypothese einer Trennung von Staat und Gesellschaft oder von Staat und Kirche mit der gleichen Wirksamkeit wie jetzt zu realisieren, eine erschütternde Einsicht! Unter diesen Umständen bleibt wirklich zunächst nichts anderes übrig, als gemäß der deutschen Tradition über eine Weltanschauungspartei die „Stützen“, von denen Grosche in Altötting

sprach, „zu erhalten“, und zwar mit großem Nachdruck, zu dem Frau Maria Probst immer wieder aufforderte.

In der kulturpolitischen Debatte waren besonders einige Ausführungen von Prof. Holzamer interessant, in denen er sich mit Walter Dirks auseinandersetzte. Der europäische Gedanke, so meinte Holzamer, dürfe nicht unter Ausklammerung des christlichen Elementes gepflegt werden. Ein säkularisiertes Europa anzustreben, das hieße, „Europa die Wurzel abschneiden“. Christliche Politik, auf welchem Gebiet auch immer, besage nicht nur Politik aus dem persönlichen Gewissen, sondern Verwirklichung christlicher Werte und Ordnungen.

Zur Frage des Familienlastenausgleichs warb Nikolaus Ehlen, temperamentvoll und humorvoll wie immer, für die Idee, jeder Familie ein Stück Erde und ein Heim darauf zu schaffen. Davon ist nach seiner Ansicht die Förderung der kinderreichen Familie entscheidend bedingt. Ehlen vertritt die These, daß der Mensch kraft seiner Erdverbundenheit einen naturrechtlichen Anspruch auf ein Stück Erde besitzt und daß die Tendenz zum Bau von Mietskasernen gottwidrig ist und deshalb vom christlichen Politiker nicht verantwortet werden kann. Die materiellen Gegenstände hält Ehlen für nichtig.

Arbeitsgemeinschaft XII

Christliches Zeugnis in der Diaspora

Die Arbeitsgemeinschaft, die unter Leitung von Prälat Alex Gabriel vom Bonifatiusverein, Paderborn, stand, war ihrem Thema nach einer der Schwerpunkte der Arbeitstagung.

Der Ablauf der Arbeit ließ deutlich die Zielsetzung erkennen, einer sichtbaren Begegnung zwischen Ost und West alle Wege zu ebneten. So waren mit Bedacht alle Hauptreferenten aus den Zentren religiösen Lebens zu Erfurt, Magdeburg und Leipzig gewählt worden. Auch in der Aussprache wurde an erster Stelle den so wachen Kräften der mitteleuropäischen Diaspora breiter Spielraum gelassen. Was aber von dort her gesagt wurde, war über alle örtlichen Bedingungen hinaus repräsentativ für eine vorbildliche Arbeit in der deutschen Diaspora und verlor sich kaum je in die Schilderung einer besonderen Notlage. Die vorgewiesene Meisterung dortiger Verhältnisse unterband jede Selbstbespiegelung des Westens und erzwang in allen eine sachliche Betrachtung der Wirklichkeit mit allen ihren Möglichkeiten.

Die Arbeitsgemeinschaft zog offensichtlich Nutzen aus der Einigung, wie sie das deutsche katholische Volk gerade in seiner gemeinsamen Diasporahilfe durch hundert Jahre geleistet hat. Es war allen Teilnehmern das sachliche Objekt der Betrachtung so gewiß, daß es sich hier unversehens in ein lebendes Subjekt verwandeln durfte. Es gab keine Schwierigkeiten der Verständigung, keinen Streit über Wertungen oder über einschlagende Wege, die ja durch hundert Jahre erprobt sind. Gerade im Hinblick auf die Verhältnisse in der Diaspora haben sich West und Ost noch nicht so weit auseinander entwickelt wie auf sonstigen Gebieten des Gemeinschaftslebens.

In der Erfassung der Diasporasituation, in ihrer Deutung von letzten Einsichten her, ist der Osten dem Westen voraus, hier kann der Westen vom Osten lernen. Und dieses Eingeständnis kann für den Osten viel mehr bedeuten als die noch mögliche Hilfeleistung des Westens;

denn es deckt eine Kraftquelle in der eigenen Brust, Bodenschätze im eigenen Lande auf. Erfreulich war die auch im Raume spürbar werdende Hörbegierde, die sich gerade darin bezeugende Glaubenskraft, denn der Glaube kommt ja vom Hören; ferner die immer wieder auf-flackernde Unruhe, gerade durch ein unechtes Wort vom rechten Wege gebracht zu werden. Begreiflich wird von dorthier die neue Möglichkeit, in diese Herzensbereitschaft zu sprechen und auch die Geheimnisse des Glaubens als Samenkörner dem Herzensacker anzuvertrauen und nicht nur ausgewalztes Gold aufzulegen, das bis zu feinstem Staub zermahlene lebendige Weizenkorn noch weiter zu sieben.

Prälat *Gabriel* umriß zu Beginn der Beratungen Umfang und Bedeutung des gestellten Themas:

Das Wort „Diaspora“ geht heute allen leicht, ja viel zu leicht von den Lippen. Vor 100 Jahren konnte im Hinblick auf die damals noch wenig ausgebaute Seelsorge und auf die noch gestaltlose Kirche in der Zerstreung eine Ausgrenzung nach rein geographischen Gesichtspunkten genügen. Heute muß man ganze Wissenschaften mit deren Zugriffen heranziehen, um alles auf rechte Weise zu Wort kommen und ins Bild treten zu lassen: die Geschichtskunde, die Erdkunde, die Statistik, die Soziographie, die Geistesgeschichte, die Psychologie, die Pastoral, die Sozialphilosophie, die Sozialtheologie und die Ekklesiologie.

Namentlich die letztere möchte das Auge für die besondere Erscheinungs- und Lebensweise der Kirche Christi in der Diaspora, ja als Diaspora, schärfen und gerade auch von dorthier auf das Wesen der Kirche lenken, wie es in seinem Reichtum durch alle zeitbedingten Besonderungen nur hindurchscheint, aber nicht in diesen aufgeht. Wir erblicken dann die Kirche gleichen Wesens in einer mehr geschlossenen Lebenswelt und Lebensweise im katholischen Lande, das ganz von ihr durchwaltet und geprägt ist, und in einer mehr offenen Lebenswelt und Lebensweise im Lande der Zerstreung, das sie wie eine Pilgerin durchwandert, aber nicht zu bestimmen vermag.

In solcher Sicht erhebt sich für die Kirche der gelebten Gemeinschaft im katholischen Lande die Forderung nach dem Mute auch zur Vereinzelnung und Zerstreung bei der Bewältigung jener Aufgaben, die ihr von einer unchristlichen und unkirchlichen Welt her ständig neu zu wachsen. Das ist der Weckruf zur Katholischen Aktion, die sich an alle katholischen Gemeinschaften, aber mehr noch an alle einzelnen Katholiken wendet. In der nämlichen Sicht stellt sich für den Diasporakatholiken entsprechend die Aufgabe der Gemeindebildung. Und es ist so gesehen immer etwas von der Diaspora auch an der Kirche im katholischen Lande faßbar, immer etwas von der Kirche im katholischen Lande auch in der Diaspora gestalthaft verwirklicht, hier namentlich in der gemeindlichen Kernbildung mit Kirche, Pfarrhaus, Pfarrheim, Pfarrsiedlung usw.

Was alles vom katholischen Hinterland aus in die Diaspora hinein geschieht, das dient nicht nur einer brüderlichen Nothilfe, sondern auch der Selbsterkenntnis und Selbstheilung. Wenn heute die Diaspora zu uns redet, so nicht mit Worten, aus denen die Hilflosigkeit und Hilfsbedürftigkeit eines Kindes oder eines Armen, Kranken, Schwachen spricht, sondern mit Worten eines Mannes, der in den Stürmen des Lebens gereift ist und sich bewährt im harten Kampfe, der sich in Besonnenheit selber Ziele steckt und diese zwar klug aber unbeirrbar verfolgt.

Die Entfaltung dieses Themas geschah dann in zwei Referaten des Geistlichen Rates Josef *Gülden*, Leipzig, und des Exegeten Professor Dr. Heinrich *Schürmann*, Erfurt.

Diaspora, so zeigte *Gülden*, ist nicht nur Objekt von seelsorglichen, caritativen und organisatorischen Bemühungen der katholischen Heimatdiözesen und des mit der Sorge um die deutsche Diaspora besonders beauftragten Werkes des hl. Bonifatius, sondern sie ist zugleich auch Subjekt des christlichen Lebens und der sorgenden Kirche, nicht nur umsorgte Kirche, sondern Mitträgerin der großen Sorge um die Erlösung der Menschheit und um die Heiligung der Welt. Sie stellt nicht nur die Reste der Treugebliebenen dar im Lande des Abfalls, nur aufgefüllt durch den zufälligen Streusand der Zuwanderung; sie ist lebendige Zelle des Gottesreiches. Trotz allem ist Diaspora nicht nur sterbende, sondern wachsende Kirche; die Diaspora-Katholiken sind nicht nur unglücklich hierhin Verschlagene, sondern Gesendete. Unsere Diaspora-Gemeinden sind Ausspenderinnen der heiligen Geheimnisse des Herrn und haben von ihm den Auftrag, „das Land zu besitzen“, um ihm die Reichtümer der Erlösung zu vermitteln.

Diese These will die Riesengefahr der Diasporanot nicht bagatellisieren. Die vielen aus dem Osten Eingeströmten haben es selber am schmerzlichsten erfahren, was die Diaspora an Entwurzelung und Einsamkeit bedeutet. Wir erleben täglich den Substanzverlust durch den Wegzug der Besten, das Müdewerden der so furchtbar Überforderten. Wir sehen die Kirche in ihrer Armut und Blöße, machen uns kaum ein Bild von der geistigen Verlassenheit und Heimatlosigkeit Ungezählter draußen im Lande.

Dennoch haben sich gerade in dieser Situation sehr wichtige positive Möglichkeiten des Gemeindelebens und überhaupt der *vita christiana* gezeigt: Die Zerstreuten suchen die Gemeinde, suchen Versammlung, die *ecclesia* des Volkes Gottes. Die Zerstreuten kommen hörbegierig zum Wort Gottes. Die Fremden und Heimatlosen haben in der Kirche die „heilige Heimat“ gefunden, soweit der Mensch sie hier finden kann.

Diese Möglichkeiten heißt es zu realisieren: einmal durch die Erweckung des Gemeindebewußtseins. Priester und Gläubige müssen zum klaren Bewußtsein ihres Christenstandes und auch ihres Tuns vor Gott gebracht werden. Mit Petrus ist das christliche Dasein „die Zeit des Aufenthaltes in der Fremde“. Die Gemeinde lebt überall in der Fremde, „hinausgestreut unter die Heiden“. Das von Christus und vom Vater gewollte Schicksal der Kirche ist, hinausgestreut zu sein in eine gottfeindliche Welt. Das Geschick der Kirche ist ihrem Wesen nach schärfste Diasporasituation. Solches läßt sich aus dem Namen *Paroikia* ablesen und gerade in der Diaspora leichter verstehen. Das trifft nicht weniger für die Gemeinde als *Ecclesia* zu; sie ist die Schar der Herausgerufenen, der Ausgewählten, derer, die durch Gottes Wort herausgerufen sind aus Heiden und Juden zu der einen *ecclesia* Gottes, die auf dem Wege ist, wie Israel in den vierzig Jahren der Wüstenwanderung. Dieses pneumatische Bild der Kirche ist nach Konstantin verlorengegangen und erst in diesem Jahrhundert allmählich wieder lebendig geworden. Die Gemeinde ist auch *kyriake*. Sie ist die *ecclesia* des *kyrios*, die *paroikia* des *kyrios* Christos: die zum Herrn gehörige Versammlung und „Fremdlingsherrschaft“, die zum verklärten himmlischen Herrn hier auf Erden ge-

hörige Jüngerschaft. Von ihm her bildet sie sich hier als „seine Landsmannschaft“ der aus Juden und Heiden Gerufenen, als „Volk“, das „ihm zu eigen ist“, ein heiliger Stamm, ein königliches Priestertum, ein auserwähltes Geschlecht, als seine Braut.

Diese verschiedenen Züge des alten und neuen Kirchenbildes — so lehrt nun die Erfahrung — sind leicht auf die Diasporasituation anzuwenden und werden von den Diasporagemeinden leicht verstanden. In vielen Gliedern unserer Gemeinden ist nicht nur die „Kirche in den Seelen“ erwacht, sondern auch die „Kirche in der Gemeinde“.

Jene Realisierung der in der Diaspora gegebenen Möglichkeiten schließt auch ein die Erweckung missionarischen Geistes und missionarischer Arbeit von unseren Diasporagemeinden her. In den letzten hundert Jahren haben unsere Gemeinden verschiedene Phasen durchlaufen: die Phase der auf Bewahrung und Erhaltung eingestellten Pfarrseelsorge, d. h. die Zeit der vielen katholischen Vereine; die Phase der Vertiefung, seitdem mit Pius X. die Seelsorge wieder vom Altare auszugehen begann; die Phase der Verwirklichung, in der seit Pius XI. wieder das Wort vom allgemeinen Priestertum lebendig wurde, die Phase der Missionierung, der Evangelisation mit Pius XII. Es geht jetzt um die Gewinnung der Außenstehenden. Eine Gemeinschaft, die dies will, die also nicht nur bewahren und erhalten, nicht nur schöne Liturgie feiern und ein gutes Gemeindeleben aufbauen will, eine Gemeinde, die unruhig ist um die am Rande oder gar draußen Stehenden, ist eine missionarische Gemeinde; sie spürt die Verantwortung für ihren Raum. Ihr stellen sich als Aufgaben: die Heiligung der Verlorenen im Vollzug des Heilswerkes Christi, das Zeugnis der Wahrheit in der Verkündigung der Wahrheit Christi für alle, das Zeugnis der Liebe in heiliger Bruderschaft.

Professor Schürmann ging es vor allem um das Neuerwachen des lebendigen Gemeindebegriffes der Liebesgemeinschaft.

Die im glaubenseinigen Mittelalter (wie heute noch hier und da in den Gegenden des Traditionskatholizismus) manchmal zu kirchlichen Verwaltungsbezirken abgesunkenen Gemeinden wurden durch die individuellen Seelsorgsbemühungen des 19. und 20. Jahrhunderts wieder zu Seelsorgsgemeinden verlebendigt und in der Liturgischen Bewegung des letzten Jahrzehntes als Kultgemeinde wieder erweckt; im Lichte des Neuen Testaments müßte die Parole für die Zukunft (besonders in der Diaspora) lauten: von der Seelsorgs- und Kultgemeinde wieder zur Bruderschaftsgemeinde.

Nach Apg. 2, 42 ist eine christliche Gemeinde nicht nur Gemeinde des Wortes (Glaubensgemeinschaft), eucharistische Tischgemeinschaft (Gottesdienstgemeinschaft), sie muß darüber hinaus noch Bruderschaft (Liebesgemeinschaft) sein. Als Bruderschaft darf eine Gemeinde sich nicht begnügen mit Wortgottesdienst und Unterweisung (die Gefahr der protestantischen Gemeinden), mit der Eucharistiefeier und liturgischem Gebet (die Gefahr der ostkirchlichen Gemeinden); als Bruderschaft muß sie auch Weisen brüderlicher Versammlung haben nach dem Vorbild des urchristlichen Brudermahls. Das brüderliche Gemeinschaftsleben muß (wie das urchristliche Brudermahl) der tragende Grund bleiben, der Wortunterweisung und Gottesdienst der Gemeinde als Gestaltungsprinzip mitbestimmt.

Allen Formen brüderlicher Vergemeinschaftung innerhalb der Gemeinde müssen die drei Wesensmerkmale des ur-

christlichen Brudermahls bleiben: der Ganzheitsbezug, damit die Bruderschaft als „ein Herz und eine Seele“ zur Darstellung kommt, die Diakonie, damit es „keine Darbenden unter ihnen“ gibt, die geistliche „Freude“. Die Wirkkraft, die aus der Gemeinde Bruderschaft werden läßt, ist die Bruderliebe (philadelphia) die — anders als die Nächstenliebe (agape) — auf ein gemeinsames Leben in der Gemeinde drängt, auf Gemeinschaft des Gebens und Nehmens, in bezug auf die geistlichen Güter und in bezug auf die irdischen Besitzgüter.

In der Bruderliebe — und nach Maßgabe ihrer Stärke — läßt der Herr geistliche Dienstfähigkeiten erstehen, die entweder zu geordneten Ämtern (göttlichen oder kirchlichen Rechts) oder zu einzelnen Dienstleistungen befähigen. Der Herr wird seine Gemeinde nicht ohne die notwendigen Dienste lassen und jedem Bruder seine ihm bestimmte Dienstfähigkeit geben, aber es bleibt ihm überlassen, welche amtlichen oder freien Dienste er zur Zeit in der Bruderschaft reichlicher erweckt, welche bestimmte Dienstfähigkeit er einem einzelnen Bruder geben will.

Am Mittwochnachmittag machte dann Professor Hermann *Hoffmann*, Leipzig, die Bedeutung der Diaspora für das kirchliche Leben aus ihrer Geschichte deutlich.

In dieser Geschichte sehen wir die Müdigkeit der verlassenen Katholiken und die Glaubenstreue der eifrigen miteinander im Kampfe. Eine große Zahl erliegt oder wird wehrlos gegen die andringenden Fluten der Gleichgültigkeit und der Verzagtheit. Ein kleiner Teil wehrt sich und bietet alles auf, zu halten, was sie von den Vätern ererbt haben. Diese werden allmählich aktiv, greifen zur Selbsthilfe und machen andere zum Helfen bereitwillig.

Diese Geschichte spiegelt sich in der Geschichte des Bonifatiusvereins. Er war nicht von Anfang an das, was er heute ist: die von den Bischöfen getragene und geleitete Hilfsorganisation für die Katholiken in der Zerstreuung. Und doch war er von Anfang an und alle Zeit die Bruderhilfe der deutschen Katholiken in geordneten kirchlichen Verhältnissen an die gefährdeten Glaubensgenossen mit dem Ziele, sie selbständig und unabhängig von fremder Hilfe zu machen: Hilfe zur Selbsthilfe.

Die weithin bekannten Leistungen des Bonifatiusvereins entstanden aus seiner Fähigkeit, sich ständig zu wandeln, neuen Bedürfnissen sich anpassend, neue Hilfsquellen erschließend, neue Wege beschreitend. Als Bonifatius Redivivus hält er das Werk des Apostels Deutschlands lebendig.

Das von Weihbischof *Hengsbach*, Paderborn, in der Diskussion aufgegriffene Wort vom „Erwachen der Kirche in der Gemeinde“ wurde in dem Bericht von Kaplan Johannes *Cramer*, Genthin, über die Erfahrungen eines Weltpriesters in der Diaspora sehr schön als Wirklichkeit der Gemeinden in der Ostzone belegt:

Das Schönste und Köstlichste ist, daß wir alles bedenken und tun und erbeten und üben, damit das Wirken Jesu Christi nicht aufhört in unserem Raum und in unserer Zeit. Das haben unsere Gemeinden sehr schnell begriffen, daß da, wo sie leben, das Lob Gottes nicht verstummen darf und die Wahrheit weiter bezeugt werden muß. Sie haben aber auch begriffen, daß beides seine Glaubwürdigkeit nur erhält durch die lebendige Liebe. Da war es ein leichtes, der Gemeinde klarzumachen, wie sie damit die Sendung Christi in die Welt fortsetzt, daß ihre Dienste an der Welt dieselben sind, wie die des Herrn, daß sie teilhat am Priesteramt, am Lehramt und am Hirtenamt Christi in der Liturgia, in der Martyria und in der Dia-

konია. Alle Gläubigen haben hieran ihren Anteil; anders der Bischof, anders der Priester, anders die Brüder und Schwestern.

Es gibt kein Leben ohne Opfer, es gibt kein Opfer ohne Leben. Daß wir dies wieder lernen und verwirklichen durften, zeigt dies Gebet, das eine Gemeinde bei jeder heiligen Messe — vor dem Segen — verrichtet: „Da du es bist, der die Dinge so geordnet hat, so ergebe ich mich darein und will, was du willst. Hebe mir das Glück, das du mir genommen hast, für die Ewigkeit auf. Ich danke dir für die schöne Vergangenheit, die du mir geschenkt hast. Die Gegenwart opfere ich dir auf, und die Zukunft vertraue ich gläubig deiner Liebe an.“

In seinem Schlußwort faßte Prälat *Gabriel* noch einmal zusammen, was sich aus den Besprechungen als Sinn und Aufgabe der Arbeit ergeben hat:

Gewissenhaft ist heute darauf zu achten, daß wir jene brennende Grenze zwischen Ost und West, die nicht nur mitten durch unser Volk und Land, sondern mitten durch unser Haus und Herz geht, nicht durch unzureichende oder gefärbte Berichterstattung, nicht durch kirchliche Eroberungspläne, die doch nur politisch verstanden und gewertet werden, noch mehr vertiefen und verbreitern.

Die Wunde unseres Herzens ist zwar äußerst schmerzhaft, es gibt für sie aber noch einige Linderung in der Hilfsbereitschaft und in der Hilfeleistung, wenn man sich ihrer nur recht zu bedienen trachtete und jede noch gegebene Möglichkeit restlos ausschöpfen wollte.

Diese heute am tiefsten einschneidende Grenze darf unseren Blick nicht so bannen, daß wir darüber unsere Brüder und Schwestern vergessen, die in jenen, bis vor kurzem von Millionen Deutscher bewohnten Gebieten ostwärts und südostwärts verblieben sind. Sie leben in einer noch schmerzlicheren Diaspora und ersehnen mit uns das gemeinsame Lob und die gemeinsame Verherrlichung Gottes.

Ihr menschliches und religiöses Schicksal läßt uns mit jenen katholischen Ländern und Völkern fühlen, deren christliches Zeugnis noch jüngst ungebrochen in die Welt leuchtete, heute aber unseren Augen entzogen ist. Auch für sie und an ihrer Statt fühlen wir uns zum Bekenntnis zur römisch-katholischen Kirche und zum Zeugnis für Christus, den Gekreuzigten, berufen und suchen ihre unter dem Druck der geschichtlichen Ereignisse so schwere Gewissenslast mitzutragen.

Alle Diaspora-Arbeit in Deutschland ist durch hundert Jahre von der Friedfertigkeit des Herzens getragen worden, so ist denn durch sie die innere Grenze zwischen dem katholischen und protestantischen Volksteil nicht verschärft, wenn auch nicht aufgehoben worden. Dieser Friede Christi soll auch in Zukunft nicht gefährdet werden.

Wir Deutschen sollten, durch bittere Erfahrungen gewitzigt, es gründlich verlernt haben, im weltlichen wie im geistlichen Sinne allein auf die Macht des Schwertes zu bauen. Auch das Schwert des Geistes kann zu Unrecht geschwungen werden und dann vernichten anstatt zu richten, von der Tür verjagen anstatt in den Frieden des Hauses heimholen.

Wir denken in dieser ernsten Stunde einer breiten Schicksalsgemeinschaft auch an die griechisch-orthodoxe Kirche, die dicht bei der Quelle die Last und die Not der Auseinandersetzung mit einer ungestümen Geistesströmung und Weltverwirklichung zu tragen hat. Unmittelbar bis

in den Raum der mitteldeutschen Diaspora, mittelbar bis in unsere katholischen Kerngebiete hinein werden die Auswirkungen einer fruchtbaren Begegnung an flammender Front oder einer tödlichen Umarmung durch den Feind zu spüren sein.

So beten wir für sie und erleben, daß es ihr offenen Herzens geschenkt werden möge, auch die Tür zum Herzen ihrer Brüder im Fleisch zu finden und auch sie wieder in die Freiheit und in den Frieden Jesu Christi heimzuholen. Wir danken ihr vor Gott auch für alles, was sie durch Gebet und Opfer, durch Not und Tod für ihr und unser Volk miterkauft.

Wir sehen die Völker des Ostens um Einheit ringen, um die totale Einheit unter allen Menschen, um die totale Einheit mit der Welt, in die sie auch alle Gegensätzlichkeit und Widersprüchlichkeit einbeziehen möchten. Als der größte Hort und Garant der Einheit aber hat sich unsere Mutter, die römische Kirche, erwiesen.

Und wir wollen uns im Herrn auf jenen Tag freuen, an dem auch die verjüngten Völker des Ostens in Freundlichkeit zu uns herüberschauen und uns um unsere Antwort auf jene Fragen angehen, die sie heute vom Grunde her aufwühlen und in die Tat stürzen.

Wir wollen auf diesen Tag zurüsten, damit wir in der Stunde des Heiles unsere Tür weit aufzumachen vermögen und ihnen zeigen können, was wir durch alle Stürme der Zeit bewahrt haben, den Herrn selber in unserer Mitte, und als sein Kleinod unsere Mutter, die heilige Kirche Christi.

Mit allen Brüdern in Christus wollen wir dann ein Fest der Versöhnung feiern und des Friedens im Hause des Herrn, und wir wollen einander beschenken mit den Schätzen Jesu Christi, die ein jeder durch alle Wirrnisse und Irrungen hindurch getreulich bewahrt hat. Alle sollen Gebende und Nehmende, alle Schenkende und Empfangende sein.

Unser Deutschland, das Land der Zerrissenheit und das Volk der Zerstreuung, kann sich selber nur wiederfinden und verstehen lernen, wenn es sich zu begreifen sucht als Land der Brücke, auf die es sich heute gestellt sieht und die es selber bilden muß, mögen auch Schweiß und Tränen und Blut das Bindemittel beim Bauen sein.

Arbeitsgemeinschaft XIII

Christliches Zeugnis in der Kirche des orientalischen Ritus

Zum erstenmal auf einem Katholikentag vertrat eine eigene Gruppe die Anliegen der „Kirche des orientalischen Ritus“. Wenn sie zahlenmäßig auch die kleinste war, so prägte diese Gruppe, deren Glieder in echt östlicher Liebe zu einer wirklichen Gemeinschaft zusammenwachsen, doch ihrer Arbeit den Stempel besonderer Lebendigkeit und geistiger Dichte auf. Ihr Leiter, P. Alfons *Mitnacht* OESA, Würzburg, der unermüdlich tätige Träger der *Catholica Unio* in Deutschland und Herausgeber der Zeitschrift „Der christliche Osten“, Würzburg, zeichnete Geschichte, gegenwärtige Situation und Rechtslage der Ostkirche, wozu auch saubere Terminologie und klare Begriffsbildung gehören, um Mißverständnisse über die Ostkirche zu beseitigen. P. Wilhelm *de Vries* SJ, Professor am Päpstlichen Orientalischen Institut zu Rom, gab Kunde von dem erschütternden Zeugnis der Ostkirche hinter dem eisernen Vorhang und entwarf ein anschauliches Bild von den im islamischen Raum lebenden Christen. Eine 1300jährige mohammedanische Herrschaft hat sie im

Vorderen Orient zu einer neunprozentigen Minderheit gemacht, während sie im lateinischen Raum (Afrika) sogar völlig verschwanden. Das byzantinische Schisma 1054 hat die meisten von Rom getrennt; 24% etwa sind im 16. Jahrhundert zurückgekehrt. Das unerfreuliche Geplänkel zwischen Griechen und Lateinern, der Mangel an Verstehen des östlichen Menschen, an Würdigung seiner Rechte und Eigenart sind größte Hindernisse für eine Wiedervereinigung mit Rom. Berechtigte Hoffnung setzt Kardinal Tisserant auf die in Indien arbeitenden Katholiken des orientalischen Ritus.

Wertvolle Ergänzungen gab der Generalsekretär der *Catholica Unio* für die Schweiz, Conrad *Fischer*, Wallenried-Fribourg, durch den Bericht von einer Reise durch den Vorderen Orient. Sogar orthodoxe Laien in Palästina bezeichnen den Anschluß an Rom als die einzige Rettung aus der drohenden islamischen Gefahr (ca. 3000 Übertritte zum Islam alljährlich). Erschreckend ist auch das Schwinden echter ostkirchlicher Kunst. In einem tief vom östlichen Geist durchleuchteten Referat führte P. *Pichler* SJ, Rom, in die russische Kirchenmusik ein, während P. *Groetschel* SJ (Superior des russischen Kollegs, München) knapp und treffend die Grundzüge russischer Philosophie und östlicher Theologie aus dem immer ganzheitlichen Denken des Ostens entwickelte. Hier sowohl wie in der Frömmigkeit und Sittlichkeit bestehen wesentliche Unterschiede zum Westen — hier stark vom natürlichen Sittengesetz und vom römischen rechtlichen Denken geprägt, dort einzig auf dem Evangelium (Gesetz der acht Seligkeiten) aufbauend, wobei die Gefahr des Maximalismus nicht ausgeschlossen ist. Osten und Westen finden sich am stärksten in der Marienfrömmigkeit, wozu der Provinzial der Augustinereremiten, P. *Hermenegild Biedermann*, einen eigenen Vortrag hielt. Das reinste Christuszeugnis schenkt die Ostkirche täglich in ihrer Liturgiefeier; der Symbolgehalt ihrer Zeichen ist wesentlich stärker als im Westen (Intellektualismus, Vorherrschaft des Wortes). Die Ikone ist nicht Andachts-, sondern Kultbild, in dem Göttliches, Heiliges gegenwärtig wird nach Art westlicher „Gnadenbilder“. P. *Mitnacht* und P. *Wetter* SJ, Rektor des Päpstlichen Russischen Kollegs in Rom, zeigten die meist gänzlich übersehene Missionstätigkeit der Ostkirche auf, die noch viel fruchtbarer sein würde, wenn sie, mit eigenen Direktiven ausgestattet, im Fernosten selbständig missionieren dürfte, da dort eine viel stärkere Neigung zum orientalischen Ritus als zum lateinischen besteht. P. *Falk* SJ, Dozent am Berchmanskolleg Pullach-München (wo der deutsche Ordensnachwuchs für die russische Mission ausgebildet wird; 100 Patres arbeiten im Jesuitenorden für die Ostkirche), sprach auf Grund vorzüglichen Quellenmaterials über die geistige Auseinandersetzung der östlichen Christen mit ihrer Umwelt (Staat usw.). Die orthodoxe Kirche war und ist nicht frei (Zarismus — Bolschewismus), woraus vieles zu entschuldigen und verstehen ist. Mit allen Mitteln (auch ideologisch durch den historischen und dialektischen Materialismus) wird der Kampf gegen die alte Ordnung geführt, als deren Hauptvertreter der Papst und die katholische Kirche angesehen werden. Vertreter verschiedener Orden (u. a. Abt *Emmanuel Heufelder* OSB, Niederalteich, und P. *Chrysologus Schollmeyer* OFM) referierten über ihre bisher geleistete Arbeit. Rom selber hat 1577 die Wiedervereinigung des kirchlichen Ostens mit der Eröffnung des griechischen Kollegs eingeleitet, dem mittlerweile noch sieben päpstliche Institute gefolgt sind.

Christliches Zeugnis in Welt- und Ordensstand

Die Arbeitsgemeinschaft XIV des 76. Deutschen Katholikentages wurde von P. *Emmanuel v. Severus*, Prior der Abtei Maria Laach, geleitet; seine Stellvertreter waren Fräulein Dr. *Annerose Beelitz*, Bonn, und Dr. *Hermann Krings*, München. Unter den etwa 100 Teilnehmern hatten die Laien eine geringe Mehrheit. Ein gutes Drittel der Teilnehmer griff aktiv in die Diskussion ein; unter diesem Drittel hatten die geistlichen Stände eine geringe Mehrheit. Diese Ausgeglichenheit der Gewichte wurde zum Ausdruck einer inneren Ausgeglichenheit, die den Fortgang der Besprechungen bestimmte.

P. *Emmanuel* gab in seinem einleitenden Referat — dem einzigen der ganzen Arbeitsgemeinschaft — zunächst einen Überblick über den Stand des Gesprächs über den Ordensstand in der Gegenwart. Eine neue Aufmerksamkeit werde dem Ordensstand heute sowohl von der Welt wie von der Kirche her entgegengebracht. Sodann legte er einen theologischen Entwurf vor, der den Ständen der Kirche in der christlichen Heilsökonomie ihren Ort zuwies. Über allen Verschiedenheiten stehe als das große Unveränderliche das göttliche Heilswerk, das sein Vorbild im Alten Testament und seine Mitte in Christus habe. Von Christus und seinen Ämtern her, dem Prophetenamt, dem Königsamt und dem Priesteramt, müsse die Sicht der Berufungen in der Kirche beginnen. Der „Grundstand“ sei der eines Angehörigen des Gottesvolkes (laos), das durch seine allgemeine Teilnahme an diesen Ämtern ausgezeichnet sei. Das Wesen des Ordensstandes erläuterte P. *Emmanuel* ausführlich und wesentlich am Begriff des alttestamentlichen Erstlingsopfers und Ganzopfers. In allen Berufungen werde der „alter Christus“ verwirklicht, der Ordensstand aber sei der Stand der völligen Angleichung an Christus und des Ganz-Gott-Gehörens; er könne im besonderen als eine Gabe der Kirche an Gott aufgefaßt werden.

Dr. *Krings* hob korreferierend die theologische Wesenseigentümlichkeit des Weltstandes hervor. Sie bestehe in einer „unmittelbaren Weltlichkeit“ der Religiosität, die kraft der Tauf- und Firmungsgnade in den natürlichen Akten des weltlichen Daseins verwirklicht werde. Die besondere Aufgabe des Weltstandes in der Kirche aber bestehe darin, die Zugehörigkeit der Welt, Kosmos wie Polis, zur Kirche seinsmäßig zu vermitteln. Er sammle Stück für Stück die auseinandergeborene Welt wieder in den Erstgeborenen von allen Kreaturen. — Die Neuzeit jedoch, die auf der einen Seite eine rein profane, sich autonom dünkende Welt und auf der anderen Seite eine „katholische Welt“ unter der Leitung des Klerus hervorzubringen sich bemühe, habe dem Weltchristen seinen eigentlichen Boden entzogen. Er stehe zwischen den Fronten in einem Niemandsland. Seine besondere Standaufgabe aber sei zugedeckt durch die Teilnahme an den Aufgaben der anderen Stände: durch die Teilnahme am hierarchischen Apostolat und an ordensähnlichen Lebensformen. So gebe es in der gegenwärtigen Situation der Kirche keinen Weltstand, da sowohl ein Standesbewußtsein wie auch die institutionellen Strukturen fehlten.

Die vier Thesen, welche den Diskussionen der folgenden zwei Tage zugrunde lagen, lauteten: 1. Welt- und Ordensstand erkennen heute neu ihre Berufung und tragen gemeinsam das christliche Zeugnis der Gegenwart. 2. Welt- und Ordensstand ist nur das *eine* Vollkommenheitsideal

der Nachfolge Christi gegeben. 3. Welt- und Ordensstand sind gemeinsam am Leibe Christi zu je besonderem Dienst berufen. 4. Welt- und Ordensstand schulden sich als Glieder des Leibes Christi das Zeugnis des gegenseitigen Dienstes.

Am Leitfaden dieser Thesen wurden vor allem folgende Problemkreise besprochen:

A. Der Begriff „Stand“ bedurfte einer Arbeitsdefinition. Das Wort komme im Neuen Testament, das von Berufungen spreche, nur einmal vor; in der Geschichte der Kirche habe es jedoch Bedeutung erlangt. Obwohl diese Bedeutung auf die alte Kirche zurückgehe, dürfe man das Wort doch nicht überlasten; allein die sehr zahlreichen analogen Bedeutungen verbieten es. Als Arbeitsdefinition wurde schließlich die thomistische zugrunde gelegt, die für einen Stand eine besondere Lebensform und deren Dauerhaftigkeit fordert.

B. Die Feststellung, daß allen besonderen Berufungen die *eine Berufung zur Nachfolge Christi* gemeinsam sei, rückte immer wieder in den Vordergrund. Diese Einheit erlaube es nicht, von zwei Christenarten oder gar Klassen zu reden. In jedem Stand sei der Christ zur Heiligkeit und zur Vollkommenheit berufen und befähigt. Diese christliche Vollkommenheit müsse der Weltstand zwar meist in sehr Unvollkommenem, nämlich in dieser gegenwärtigen Welt und ihren oft gottfremden, wenn nicht gottlosen Einrichtungen realisieren, während der Ordensstand in der Enthaltung von der Welt und in der Jungfräulichkeit der Welt vorauslebe und dem eschatologischen Ziel näherstehe als der Weltchrist. Hierin liege auch der innere Grund dafür, daß die Kanonisation von Ordensleuten häufiger sei, während Weltchristen und auch Weltpriester nur selten der Ehre der Altäre teilhaftig würden.

C. Die neue Sicht des Weltstandes heute nahm wohl den breitesten Raum in der Diskussion ein. Durch die Inkarnation ist „das unmittelbare Innesein Gottes in den Ordnungen der Welt“ möglich geworden. Nachdem einhalb Jahrtausende die eschatologische Haltung in der Kirche dominiert habe, sei mit dem Spätmittelalter die Welt als religiöse Aufgabe in den Vordergrund getreten. Die Weltaufgabe, so wie sie heute dem Christen gestellt werde, sei neu. Zwar habe schon im christlichen Altertum das Kirchenvolk seine eigene Funktion gehabt, doch heute vollziehe sich ein völlig neues Bewußtwerden des Weltstandes im Hinblick auf seine besondere Weltaufgabe. Der Christ im Weltstand müsse ein Erlebnis haben, das analog ist dem Berufungserlebnis des Priesters oder des Ordensmannes: Gott ist gegenwärtig in den Dingen, in der Lebensaufgabe, in der Ehe, in den Freuden und Leiden (die Bedeutung der äußeren „Führung“!). — Sosehr die Ehe als ein besonderer Ausdruck dieser Berufung gelten könne, so bezeichne sie doch nicht wesentlich den Weltstand, in dem auch das Ideal der Jungfräulichkeit seine Bedeutung habe. Die Stellung des Weltchristen sei vielmehr wesentlich begründet durch die Teilnahme an der Gnadenherrschaft Christi, durch das Leiden an der Welt und durch das Gotteslob, das sich im Gebrauch der Dinge verwirkliche. Dieser Gebrauch hingegen erhalte durch den Geist Christi seine wahre Ordnung. So werde die Welt, die sich absolut zu machen versuche und in sich verschließen wolle (vgl. die Durchorganisation des Daseins, die totalen Machtstaaten), offengehalten und die Situation der „harrenden Kreatur“, die der Neuschöpfung entgegengelt, wiederhergestellt. — Die Teilnehmer

aus der DDR sahen in dieser Charakterisierung der Weltaufgabe des Christen auch ihre besondere Situation getroffen und brachten von sich aus entscheidende Aspekte hinzu, die einfach und klar waren.

D. Eine Begegnung zwischen Welt- und Ordensstand brachte vor allem das Gespräch über die Frage einer besonderen *Laienspiritualität*. Dabei standen die Analogien, welche die Frömmigkeit des Weltchristen mit der monastischen Spiritualität haben kann, im Vordergrund, während die neue Frage nach der Form einer eigenen „weltlichen“ Religiosität nicht mehr erörtert werden konnte. Die Arbeitsgemeinschaft erhielt Berichte über die Oblaten des Benediktinerordens und die Tertiaren des Franziskaner- und des Dominikanerordens. P. Nota, Holland, gab einen Einblick in die Entwicklung der weltlichen Institute in Holland; Fräulein Dr. Beelitz, Bonn, und M. Agnes Johannes, München, ergänzten für Deutschland. Dr. Hornef, Fulda, rückte die Erneuerung des Diakonats in den Vordergrund. P. F. Wulf SJ gab eine inhaltliche Bestimmung der Laienspiritualität; er hob vor allem den kontemplativen Grundcharakter des christlichen Lebens und Betens (*contemplativus in actione*), die Bedeutung der „Übung“ und die „Buße des Herzens“ hervor. Immer wieder wurde von der Gültigkeit und analogen Anwendungsmöglichkeit der evangelischen Räte für den Weltstand gesprochen sowie auf die Bedeutung des Psalmenbetens für die Laienfrömmigkeit aufmerksam gemacht. Besondere „Laienregeln“ oder auch Familienregeln wurden für bestimmte Gruppen als gute Hilfe für die Heranbildung christlicher Lebensformen, jedoch nicht als wesentliches Erfordernis für den Weltstand anerkannt. Bei aller Bedeutung, welche die Jungfräulichkeit auch im Weltstand habe, wurde eine besondere „Jungfrauenweihe“ aus grundsätzlichen und aus praktischen Erwägungen von keinem der Teilnehmer für ratsam gehalten.

Für die Weltchristen dankte Dr. Krings den anwesenden geistlichen Vätern und Schwestern für die Begegnung in dieser Arbeitsgemeinschaft. Der wesentlichste Dienst, den der Ordensstand dem Weltstand leiste, bestehe darin, daß durch das Ordensleben auch das Leben des Weltchristen offengehalten werde für die Wiederkunft der Herrn und daß das Christsein in der Welt nicht im Vollsinn zu verwirklichen sei, wenn es den Stand der Jungfräulichkeit nicht gäbe.

Das schönste Ergebnis dieser Arbeitsgemeinschaft besteht wohl darin, daß hier eine Begegnung zwischen Priestern, Ordensleuten und Laien ohne jeden Vorbehalt und ohne jedes Ressentiment sich vollzog. In diesen Tagen wuchs eine spürbare Annäherung der manchmal weit auseinanderliegenden Lebensbereiche. So kam es, daß bei einer Umfrage, die der Leiter vornahm, der größere Teil der Anwesenden den Wunsch zum Ausdruck brachte, daß der hier gefundene Kontakt aufrechterhalten und das Gespräch fortgeführt werde.

Arbeitsgemeinschaft XV

Christliches Zeugnis bis an die Grenzen der Erde

Der XV. Arbeitsgemeinschaft war das Doppelthema der Weltmission und der internationalen Beziehungen, der zwiefache Aspekt des christlichen Zeugnisses bis an die Grenzen der Erde, gestellt. Die Leitung lag bei Prof. Paulus Lenz-Medoc, Paris, dessen Wirken seit Kriegsende zwischen der deutschen Heimat und dem französischen Gastland geteilt ist, bei Prälat Dr. Klaus Mund, dem Präsi-

dentem des Päpstlichen Glaubenswerkes, Aachen, und Dr. Maria Alberta *Lücker* von der Gralbewegung, Bonn. Der Platz fehlt, um auch nur die ausländische Prominenz und die bekanntesten deutschen Persönlichkeiten aus dem internationalen und missionarischen Leben namentlich aus den ca. 300 Teilnehmern hervorzuheben. Auffällig war sowohl die völlige Abwesenheit deutscher Parlamentarier wie die quantitativ und qualitativ hervorragende Teilnahme des Auslandes.

Im ausdrücklichen Gegensatz zu denen, die vom Katholikentag eine größere Berücksichtigung des sogenannten Realismus des „politischen“ Katholizismus gewünscht hatten, wies Paulus Lenz-Medoc einfürend sogar die moralische Fassung des christlichen Zeugnisbegriffes als ungenügend ab. Allein die ontische, auf das im Heiligen Geiste wiedergeborene Sein gründende Deutung erklärte er für hinreichend. Nur diese könne der Tiefe und dem Geheimnischarakter des Christentums wie dem von ihm nicht abtrennbaren Missions- und Friedensauftrag gerecht werden. Nachdem Verlagsdirektor Georg *Wagner*, Trier, die speziellen christlichen Aufgaben in der Gestaltung Europas dargelegt hatte, wandte sich Botschaftsrat Rudolf *Salat*, Rom, den verschiedenen Typen der internationalen Organisationen und den praktischen Notwendigkeiten der Mitarbeit in ihnen zu. Er forderte hervorragende Sachkenntnis und warnte davor, dem Dilettantismus in internationalen Angelegenheiten katholische Empfehlungen mitzugeben. Die holländische Parlamentarierin Magda *Klompé*, deren Kompetenz sowohl eine nationale wie inter- und supranationale ist, schuf die Synthese, indem sie einerseits sachgerechteste Arbeit in den sehr komplexen Fragen der internationalen Gremien forderte und andererseits alle europäischen Institutionen nur als Mittel zum Zweck betrachtete, nämlich als Mittel, um den Menschen aus der gegenwärtigen, durch die Technik, die Masse und die geistige Krisis heraufbeschworenen Gefährdung zu retten, und zwar jeden Menschen.

Auf der Grenze zwischen der internationalen und der missionarischen Arbeit hielten sich die Berichte von Johanna *Litzmann*, Hamburg, über Nächstenliebe ohne Auswahl und von Maria Alberta *Lücker* über die Begegnung der Christen mit den in Deutschland studierenden Ausländern. Das eigentliche missionarische Thema fand in Priestern wie Laien seine Kenner und Verteidiger. Schmerzhaft ergriffen folgten die Teilnehmer den Ausführungen des aus rotchinesischen Gefängnissen heimgekehrten Bischofs Augustin *Olbert SVD*. Begeistert ließen sie sich von P. *Hoffend SAC*, der Dominikanermissionarin Sr. *Maria* und P. Dr. Franz *Gypkens* auf das afrikanische Missionsfeld führen. Baroness *Theres von Voorst*, Gabriele *Vilsmeier* und P. Dr. *Prucker*, der Direktor des Missionsärztlichen Instituts in Würzburg, hatten weniger Mühe, ihre Hörer von den ganz eigenen Aufgaben der Laien in den Missionen zu überzeugen, als P. Provinzial Dr. *Much*, um seine These zu beweisen, daß der missionarische Nachwuchs vor allem unter den zum Priester- und Ordensstand Berufenen zu suchen sei. Die Problematik, die der erfahrene Provinzial aufhellte, bedarf sicher noch weiterer Diskussionen. Der portugiesische Franziskaner P. *José Pereira* sprach über die Verbundenheit des portugiesischen Staates mit dem Missionsauftrag der Kirche und der Aachener Missionswissenschaftler Joseph *Peters* über die Zusammenarbeit der übernationalen Organisationen und der Kirche in den Missionsländern. Msgr. Albert *Büttner* endlich brachte Hoffnung und Sorgen der Aus-

wanderer hinsichtlich ihrer seelsorglichen Betreuung zum Ausdruck. Aus umfassender Kenntnis und wachem Sinn für die gegenwärtigen Aufgaben wußte Prälat Mund die missionarischen Anliegen immer wieder auf die christliche Unruhe zurückzuführen, die den Auftrag vor das Gewissen des einzelnen bringt.

Niveau und Gesinnung der Diskussion spiegeln sich in der Resolution wieder. Sie fordert gerade wegen der politischen Rückschläge „immer neues Bemühen um ein rechtes Verständnis . . . und Zueinanderfinden der Völker“, „Verständigung und Aussöhnung der Nationen und Rassen“ im Geiste dienender Liebe, Mitwirkung an den internationalen Aufgaben und Einrichtungen und besonders am Austausch der Jugendlichen, nicht zuletzt Verbundenheit im Gebet. Um der größeren Wirksamkeit willen hofft die Arbeitsgemeinschaft auch wieder getrennt arbeiten zu können, wünscht dem Missionsgedanken den zentralen Platz, der ihm auf den theologischen Lehrstühlen zukommt, bittet Jugendseelsorger und die katholische Jugend, noch stärker mitzuwirken an der Weckung neuer Missionsberufe, weist auf die Gastpflichten gegenüber der Jugend aus außereuropäischen Ländern in unserem Heimatland hin und macht Vorschläge für die Ausbildung und Betreuung qualifizierter Kräfte für die Missionen und für die Freistellung ausreichender Priester für die Auswanderer.

Noch ehe die Arbeitsgemeinschaft das Schlußwort des Vorsitzenden über den Friedfertigen und den Friedensstifter hörte, dankte sie dem holländischen Missionsbischof Josef *Blomjous* von den Weißen Vätern für seine ermutigende Anwesenheit während aller Beratungen und Bischof Dr. J. *Schröffer*, Eichstätt, sowie Kardinalerzbischof Dr. J. *Frings* für ihre Ermunterung zur aktiven Weiterarbeit. Während Bischof *Schröffer* erstmalig in seiner Eigenschaft als deutscher Präsident der Pax Christi sprach, zeichnete Kardinal *Frings* die Versammlung durch die erste Mitteilung von der Patenschaft aus, die die Erzdiözese Köln der Erzdiözese Tokio angeboten hat.

Die Tage der großen Kundgebungen

Am Freitag nachmittag begann die Reihe der öffentlichen Kundgebungen des Katholikentages mit einem Festakt in der Orangerie des Fuldaer Schlosses. Nach der Eröffnung durch den Vorsitzenden des Lokalkomitees, Rechtsanwalt Joseph *Schmitt*, bezeichnete die Vizepräsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Elisabeth *Zillken*, Dortmund, drei Forderungen, die unsere Zeit vor allem an den katholischen Menschen erhebt: daß unser Glaube und unser Leben eine Einheit bilden, daß wir auf Grund einer tieferen religiösen Bildung in der Lage seien, von unserem Glauben Rechenschaft abzulegen, und daß unser Wirken im öffentlichen Leben kraftvoll und selbstlos sei, nicht Klerikalismus, sondern lauterer Dienst an den Menschen.

Der Oberbürgermeister von Fulda, Dr. Cuno *Raabe*, drückte den Wunsch aus, daß von diesen Tagen am Grabe des hl. Bonifatius eine Epoche der Wiedergewinnung Deutschlands für Christus ihren Ausgang nehmen möge im Zeichen von Friede und Gerechtigkeit, von Liebe und Gnade. Der Diözesanbischof, Dr. Johannes *Dietz*, erinnerte an den apokalyptischen Charakter unserer Zeit und sprach die Alternative aus, daß wir vor einem Ende stehen, wenn nicht die Wende zu Gott in Christus herbeigeführt werden kann.

Das Grußwort des Deutschen Evangelischen Kirchentages überbrachte dessen Vizepräsident, Friedrich Labusen, Bremen. Es lautete:

„Hochwürdige Herren!

Liebe Schwestern und Brüder in Christo!

Es ist mir eine große Freude, Sie im Auftrage des Präsidenten des Deutschen Evangelischen Kirchentages zum 76. Deutschen Katholikentag herzlich zu begrüßen. Ich tue das als evangelischer Laie im Namen der Hunderttausende, die den Deutschen Evangelischen Kirchentag darstellen und tragen. Und ich stelle mich mit besonderer Freude mit euch gemeinsam unter das Wort, das über diesem Katholikentag geschrieben ist: ‚Ihr sollt mir Zeugen sein!‘

In der Tatsache der großen Versammlungen katholischer wie evangelischer Christen in deutschen Landen steht uns deutlich die Gemeinsamkeit vor Augen, in welcher sich die ganze deutsche Christenheit unlösbar miteinander verbunden weiß. Es ist die Gemeinsamkeit des Zeugendienstes unter unserem Herrn Jesus Christus, zu dem wir alle uns in unserem ganzen Leben bekennen.

Wenn wir von dieser Gemeinsamkeit reden, so wissen wir auch, daß uns die Einheit noch nicht geschenkt wurde. Wir alle wissen von der Verschiedenartigkeit unserer Kirchen. Ich meine, daß wir alle, liebe Schwestern und Brüder, unter dieser Trennung schmerzlich und ständig leiden. Laßt uns darum nie aufhören, Gott zu bitten, uns diese Einheit in Gnaden zu schenken, welche Menschen nicht herbeiführen können.

Wir bekennen euch, daß wir staunend davor gestanden haben, daß Gott sich bei unseren Kirchentagen mit seinem Wort in wunderbarer Weise durchgesetzt hat. Und unser von Herzen kommender Wunsch für den Katholikentag in Fulda ist der gleiche: daß Gott sich durchsetzen wolle, damit die Aussendungsrede Jesu hier in Fulda Menschen finde, die gewillt sind, ihm Zeugen zu sein. Und darüber sind wir auch mit euch einig, daß der ganzen Welt in Ost und West und vor allen Dingen unserem deutschen Vaterland mit solchen Zeugen am stärksten gedient ist.

In Ost und West. Die Zeugen sammeln sich. Und wie wir bei unsern Deutschen Evangelischen Kirchentagen uns freuen durften, wenn die Zeugen solch froher Botschaft sich begegnen und treffen konnten in einer auseinanderfallenden Welt — so verstehen wir eure Freude jetzt in Fulda, mit so vielen Brüdern und Schwestern aus dem Raum der DDR mit der gleichen Botschaft auf den Lippen den frohen Dienst an beiden Teilen unseres Vaterlandes zu tun.

‚Ihr sollt mir Zeugen sein!‘ Es kommt ja gewiß alles darauf an, daß wir Christen Zeugnis in der Welt ablegen von unserem Herrn, der allein diese Welt aus ihrer Gottlosigkeit, aus ihrer Rechtlosigkeit, aus ihrer Glaubenslosigkeit erretten kann. Wenn wir in unserem ganzen Leben, im Reden und im Handeln, rechte Zeugen Jesu Christi sind, so hat unser Dienst auch jene ungeheure Wirkung, von der die Heilige Schrift und alle großen Glaubenszeugen zu uns reden.

Und so wünsche ich euch, liebe Schwestern und Brüder, von ganzem Herzen, daß dieses Wort des Katholikentages in recht viele Herzen eindringe und gehorsame Leute finde, die in allen Bereichen des Lebens seine Zeugen sind.“

Namens der anwesenden Minister des Bundes und der

Länder nahm der hessische Kultusminister Hennig das Wort. In Ausführungen, die von hohem christlichem Ethos getragen waren, sagte er u. a., daß es in Dingen des Glaubens und der religiösen Überzeugung keine Majorisierung geben dürfe und daß man in Hessen nicht daran denke, die 34 % katholischer Bürger einer solchen auszusetzen. Der Minister zitierte das Wort von Jaspers: „Wenn man der abendländischen Welt die Bibel nimmt, nimmt man ihr die Kultur.“ Er schloß mit dem Bekenntnis und dem Wunsch, „daß Jesus Christus unser Herr sei und das ganze öffentliche Leben nach seinen Geboten ausgerichtet werden möge“. Die Reihe der Redner beschlossen als Sprecher der ausländischen Gäste der Rektor der katholischen Universität Löwen, der soeben zum Bischof ernannte Msgr. van Wayenbergh und ein indischer Ordensmann, P. d'Souza, SJ.

Die Eröffnung

Am Abend versammelten sich die ungefähr 100 000 Teilnehmer des Katholikentages auf dem Domplatz zur ersten öffentlichen Versammlung, die von der Jugend gestaltet wurde. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten des Katholikentages, Anton Storch, verlas der stellvertretende Präsident des Zentralkomitees, Josef Gockeln, folgende Erklärung zum neuen Schulgesetz in Niedersachsen:

Ein Wort zum niedersächsischen Schulgesetz

„Der 76. Deutsche Katholikentag in Fulda erhebt mit den deutschen Bischöfen erbitterten Einspruch gegen das in diesen Tagen verabschiedete niedersächsische Schulgesetz. Das Gesetz verletzt die Gewissensfreiheit. Seine Durchführung würde, von wenigen Ausnahmen abgesehen, das Ende der katholischen Schulen in Niedersachsen bedeuten. Wir danken unseren Glaubensbrüdern in Niedersachsen für ihren Kampf. Das Unrecht, das geschehen ist, trifft das ganze katholische Deutschland. Wir alle fühlen uns mitverantwortlich für die Wiederherstellung des Rechtes. Die Katholiken ganz Deutschlands sind entschlossen, ihren niedersächsischen Glaubensbrüdern in ihrem Kampf um die katholischen Schulen jede Hilfe zu gewähren. Der 76. Deutsche Katholikentag hat einen besonderen Aktionsausschuß eingesetzt, der mit der katholischen Elternschaft Niedersachsens, im Einvernehmen mit den Bischöfen des Landes, geeignete Maßnahmen zur Erhaltung der katholischen Schulen vorbereitet.“

Unser Bekenntnis — Die Kirche des Herrn

Den Höhepunkt der Eröffnungsfeier bildete die Rede von Professor Dr. Gustav Siewerth, Aachen.

Das Bekenntnis zu Christus und die Zeugenschaft für ihn vollzieht der katholische Christ als Bekenntnis zur Kirche, in der Christus fortlebt und gegenwärtig ist. Diesem Bekenntnis gab Professor Siewerth nicht eigentlich gegenüber den Zuhörern, sondern in ihrem Namen vor Gott Ausdruck. Seine Rede war ein von heiliger Ergriffenheit getragenes Hohes Lied auf die Kirche, das Bekenntnis eines katholischen Laien, das in der Gewalt seiner Überzeugungskraft nur miterlebt und mitvollzogen werden konnte, aber nicht wiedergegeben werden kann. Unser Bericht wird versuchen, die Gedanken nachzuzeichnen, nicht aber das Ethos zu übertragen, das sie zum Bekenntnis werden ließ.

Siewerth verstand es, den Hörenden erfahrbar zu machen, was wir in der Gnade der Kindschaft Gottes besitzen.

Lag es daran, daß er die Sprache der Heiligen Schrift und der Väter zu sprechen imstande war? Er ging aus von der Aufforderung des Apostels Paulus, daß wir „festhalten am einhelligen Bekenntnis“. Wenn wir meinen, es genüge, das Wort Gottes zu hören, so sagte er, dann scheint schon schmerzlich auf, daß wir unser Gliedsein in der Kirche mißverstehen. Die Glieder sind ja „die Lebenskraft des Leibes der Kirche“.

Die Vitalität dieser Kraft liegt im Bekenntnis. Die Wahrheit, der Glaube, die Grundfeste der Kirche, „lebt von der Kühnheit der Bekundung und der tapferen Geduld derer, die das Sein bewahren und seine Wesenskraft ins Wort kommen lassen“. Weil die Wahrheit Gottes, die Offenbarung, keine abstrakte Mitteilung ist, sondern sein persönliches Sichtbarwerden, darum kann sie auch nur als existentielles Zeugnis festgehalten und weitergegeben werden. „Der Zeuge kommt aus der Wahrheit und die Wahrheit kommt aus ihm.“ Zeugnis geben, das heißt Wahrheit als Leben zeugen, sie aus dem Leben zeugen in wirklicher auctoritas, urheberisch.

Die Offenbarung und das Bekenntnis

Gott sandte seine Wahrheit zu den Menschen in der Gestalt der Person seines Sohnes, und die Aussageform Christi war die Form des Bekenntnisses. Er gab von sich und dadurch von seinem Vater ein persönliches Zeugnis. „Ich bin die Wahrheit . . . Wer an mich glaubt, hat das ewige Leben.“ So ist die göttliche Offenbarung von Anfang an getragen durch das Bekenntnis. Dadurch erhält sie ihren entscheidungsfordernden Charakter. „Sie stößt den Verstockten und im Herzen Erblindeten ins Ärgernis kraftlosen Klügelns oder lasterhafter verfälschender Anklage und nötigt den heilsbegierigen Willen und das hoffende Herz zum Ja des Glaubens.“

In diesem Bekenntnis, das Jesus Christus ablegte, wurzelt die Kirche. Christus hat seine Wahrheit der Zeugenschaft der Apostel überantwortet. „So ist die Kirche das sich lebendig fortzeugende Bekenntnis des Herrn, ein Tempel des Glaubens, gefügt aus lebendigen Steinen, die sich im Bekenntnis der Wahrheit selbst in die Fundamente und Mauern fügten. ‚Der Glaube ist die Seele deiner Seele‘, sagt Augustinus von der Kirche. Die Kirche besitzt ihre Wahrheit nur in lebendiger Zeugenschaft. Nur in der persönlichen Versiegelung des Glaubens gibt es lebendige Lehre und Unterweisung, nur im Starkmut und der furchtlosen Bereitschaft gläubiger Bekenner hat die Wahrheit Kraft.“

Daraus folgt, daß die Erschlaffung der Glieder der Kirche im Bekenntnis die Macht der Welt stärkt. Wo das Bekenntnis schwindet, deutet die Welt die Kirche aus den ihr eigenen weltlichen Erfahrungen. Sie sieht in der Kirche nur mehr die Macht der äußeren Organisation. Deshalb tut es not, die Kirche als das Werk des Erlösers zu verstehen und zu bekennen. „Sie ist Organ und lebendiger Organismus seiner Lebensmitteilung, die Werkstatt seiner Wirksamkeit. Sie ist der Tempel der Wahrheit, die heilige, aus dem Glauben und dem Opfer geborene Gemeinde des Herrn, sie ist die im Wasser der Taufe erneuerte Menschheit. Die Kirche ist der Herrschaftsbau der Hirtenschaft und Meisterschaft des Herrn, sie ist sein heiliger, von der Liebe beseelter Leib und sein Gott zugeeignetes Volk.“ Wir können den Herrn nicht wahrhaft bekennen, wenn wir nicht auch die Kirche bekennen. „Niemand kann Gott zum Vater haben, der nicht die Kirche zur Mutter hat“ (Cyprian).

Das Bekenntnis zur Kirche

Das Bekenntnis zur Kirche ist, näherhin betrachtet, zunächst Bekenntnis zu ihrer Einheit. Wie es nur einen Gott, einen Sohn, eine Taufe, eine Wahrheit gibt, so auch nur eine Kirche. Diese ist auf die lebendige Einheit persönlicher Zeugenschaft angewiesen. Die Einheit wird geschaffen „durch das wunderbare Band der apostolischen Nachfolge und Erbschaft und die Einigung und lebendige Zusammenfassung aller bischöflichen Hirtenschaft und priesterlichen Nachfolge in jenem einen Heiligen Stuhl, der auf Petrus gegründet ist“. „Wäre die Kirche selber erschüttert, daß sie sich nur noch in Teilen sähe und erkannte und nicht mehr als ganze handeln könnte, so wäre sie nicht mehr Werk und Organ, Gemeinde und Leib des einen Christus.“ Dann wäre „Christus nicht wahrhaftig unter uns, sondern im Jenseitigen der Erwartung und eines Unsichtbaren, das nicht wirksam als neues Volk Gottes hervortreten könnte. Dann wäre die Wirkkraft der Christenheit gebrochen, und sie müßte die notwendige Einheit im Menschlichen und Sichtbaren anderswo suchen als in der Kirche: in der Vernunft, in der Kultur, in der Humanität, im Staat oder in der Sozialordnung menschlicher Arbeit.“ Die Zersplitterung der Christenheit führte zur Säkularisation der Welt. Die Einheit der Kirche ist zwar in der apostolischen Sukzession und in der Urheberschaft und Gegenwart Christi der Substanz nach erhalten geblieben, aber sie ist geschwächt durch die Trennung ihrer Glieder. Ihre Wiedervereinigung ist um der Kirche willen ein zentrales Anliegen christlichen Gebetes; denn mit menschlichen Mitteln kann sie nicht „hergestellt“ werden.

In zweiter Linie bekennen wir die heilige Kirche. Wie die apostolische Sukzession das Band ihrer Einheit, so ist ihre Katholizität die Ausstrahlung ihrer Heiligkeit. „Als die Braut des Herrn ist sie auch die Mutter aller ihrer Kinder, und es gibt kein Geschick, keine Heimsuchung, keinen Verfall, nicht Versagen und Sünde, keinen Haß und keine Dunkelheit der Welt, die sie nicht im Herzraum ihrer Liebe in allen Brüdern und Schwestern vor Gott zu bringen und, das Kreuzesopfer ihres Herrn mitduldig, zu überwinden hätte. Ihr ist das Heil und die Heiligung einer ganzen Welt anvertraut, und nur im Geheimnis dieses Kreuzes mütterlicher Liebe und Hirtenschaft ist sie die heilige Kirche.“ Mit dem Bekenntnis der heiligen Kirche müssen wir jedoch das Eingeständnis der Größe unserer eigenen Schuld verbinden; denn es gibt keine persönliche Schuld, die nicht dem Ganzen schadet. Wir haben zwar von der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche gesprochen, aber vielfach doch die Tiefe und Fülle des Lebens anderen Orten gesucht. Wir haben außerdem unsere Pflicht gegenüber denjenigen Brüdern versäumt, die sich verbittert abgewendet oder noch nicht zum Licht gefunden haben.

Das katholische Bekenntnis in unserer Zeit

So ruft Gott durch die leuchtende Herrlichkeit seiner Kirche, und so ruft andererseits unsere Zeit nach neuem und wahrerem Bekenntnis unseres Gliedseins im Leibe Christi. Worin besteht es?

Frömmigkeit

Die Wurzel der Bekenntniskraft ist die liebende Nachfolge des Herrn. Wir müssen lauterem Herzens in innerer Sammlung und ehrfürchtiger Treue mit Gott verbunden

und seinhaft in ihm leben. So wir ein Heiligtum kontemplativer Versenkung in der Seele tragen, eine stille Kammer der Zwiesprache, einen Altar opfernder Hingabe, so wir Freunde und Brüder unseres Heilandes sind, wird auch die Freude Gottes unser Anteil sein: die unsägliche, die starke, die hohe Freude Gottes. Sie wird uns die Gotteswelt und alle Menschendinge verschönern und uns doch so von ihnen lösen, daß wir in gesicherter Freiheit durch alle Dinge hindurchgehen und sie gebrauchen, wie es ihnen zukommt. Diese liebeerfüllte Freude, diese unbekümmerte Sicherheit, die uns hier frei macht zu brüderlichem Aufmerken und herzenszarter Mitsorge, sie strahlt erweckend aus in unsere Umgebung. Nur wer in der Freude der Erlösung erstarkt ist, bekennt wahrhaft den Herrn des Heils und der Liebe. Übermächtig und bezwingend ist die Zeugenschaft heiligen Lebens und herzegewinnender Liebe. „Seht, wie sie einander lieben“, sprachen einst die bewundernden Heiden. Seht, wie sie in der Freude, in gesammelter Ruhe, in der Stärke der Hoffnung und in brüderlicher Fürsorge leben, die sich als Christen bekennen! Wenn dies die Welt gewährte, was brauchte es noch der Künste, sie zu überreden!

Nur diese innere Christusbefolgung, diese Treue und Liebe erweckt in uns den Glaubenssinn und beschenkt uns mit wachsender Erkenntnis. Wir alle haben den Auftrag zu heiliger Erkenntnis im Glauben, die unserer Begabung gemäß ist. Wer in der Wissenschaft wächst, aber die Glaubenserkenntnis auf dem Stande seiner unmündigen Kindheit hält, vertut seine kostbarsten Gaben. Das Wachstum christlicher Erkenntnis und Weisheit aber geschieht im Gebet, in der Übung und Wachsamkeit innerer Erfahrung, in der Teilnahme am liturgischen Leben der heiligen Kirche und in stetem Eindringen in ihre Lehre und Weisheit.

Die Familie

Nur wenn wir im Glauben reifen, vermögen wir Kirche zu sein und den Beruf zur Zeugenschaft zu erfüllen. Sind wir bereit, liebe Brüder und Schwestern, in der Familie durch Lehre und Beispiel Christus zu bekennen? Ist unsere Vaterschaft und Mutterschaft uns heiliger Auftrag, Gottes Huld und Gottes Hoheit vor unseren Kindern lebendig darzustellen, daß sie durch uns Gott erkennen und zu Christi Liebe erweckt werden? Atmet und pulsiert unser Familienleben im Getriebe der Welt oder im großen Heilsgeschehen des Kirchenjahres? Sind wir noch fähig, unseren heranwachsenden Kindern als Vater und Mutter ein persönliches Wort gläubiger Erfahrung mit erbauendem Ernst zu sagen? Beten wir noch mit unseren Kindern, auch wenn sie älter geworden sind?

Ist der Raum unserer Freundschaft, unserer Nachbarschaft, unseres Berufes völlig losgelöst vom Geheimnis unserer Berufung in Christus? Ist es uns noch möglich, eine Heilsfrage mit Ernst zu stellen oder eine christliche Erfahrung zu vertreten?

Öffentliches Leben

Werden wir noch innerlich bewegt von den entscheidenden Fragen der Erziehung, der Schule, des Zeitungswesens, der Literatur, der sozialen Ordnung und der Politik? Oder haben wir längst die gedankenlose Gleichsetzung von Toleranz und Gleichgültigkeit mit vollzogen? Sind wir so erblindet, daß wir nicht mehr gewahren, wie die begrenzten sachlichen Ziele und Arbeitsgänge in allen Bereichen vom Religiösen und Sittlichen überformt und in

ihm auf ein Letztes hingelegt sind? Tragen wir es allezeit im Bewußtsein, daß der Mensch eine auf Gott und sein ewiges Heil hingebundene Person ist, in der Herzenswurzel begabt und befeuert von unendlicher, unstillbarer Sehnsucht? Lassen wir uns nicht täuschen, liebe Brüder und Schwestern! So der Mensch nicht Gott sucht und sein Heil, wird er Zeitliches und Irdisches vergötzen und in titanischer Baumeisterei das Reich des Antichrists zu errichten suchen.

Glauben wir, daß das Kind in der Schule etwas anderes sucht als die Speise der Wahrheit und daß es in seinem Gewissens- und Herzensgrund verwirrt und geschwächt wird, wenn wir es der säkularisierten Unordnung und geistig unbewältigten Vielfalt indifferenter Fachbereiche überantworten? Steht die Schule im Bereich der „technischen Zivilisation“, im leeren Kulturbetrieb, oder ist sie Pflanz- und Pflegestätte christlichen Menschentums und eine Lebenszelle der christlichen Gemeinde?

Liebe Brüder und Schwestern! Bekenntnis ist nicht möglich ohne die Tapferkeit echten persönlichen Einsatzes. Wer als Christ in brüderlicher Liebe, in wahrer Heilsverantwortung lebt, braucht nicht mit Gründen zu rechten. Er vermag schon viel über alle, die guten Willens sind, wenn er ohne Schwanken bekennt, daß er an Christus glaubt nach dem Zeugnis seiner Kirche.

Dies aber darf uns nicht genügen. Wir müssen uns im Bekenntnis gegenseitig festigen, um die Absperrung und Verhärtung der Welt zu überwinden. Wir müssen uns üben, die säkularisierte Sprache der Gleichgültigkeit, der begrenzten und beschränkten Spezialisierung aufzulösen. Der Christ soll überall den Nebel des Schlagwortes, des Unverbindlich-Vieldeutigen zerstreuen und das verfängliche Sprachwerk des Ungeistes und des alltäglichen Geredes in seiner Enge und Verfangenheit aufbrechen. Es ist seine Aufgabe, immer wieder darauf hinzuweisen, daß es Wirtschaft und Verwaltung, Technik und Wissenschaft, Gesellschaft und Politik nicht außerhalb des wesenhaft Menschlichen gibt. Laßt uns immer wieder mit Matthias Claudius bekennen, besonders im Angesichte des Maßlosen und Ungeheuren, daß im Bereich der menschlichen Geschichte nichts groß genannt werden darf, was nicht gut ist. Lockern wir doch mit Klugheit, mit liebevollem Takt, in brüderlicher Mitsorge die geistigen Fesseln und Augenbinden unserer Mitmenschen! Führen wir sie überall ins Geheimnis des Seins und des menschlichen Schicksals, vor allem in das Heils- und Ewigkeitsverlangen der Liebe — dann bereiten wir die Herzen und die Räume der Gemeinschaft, daß das Bekenntnis des Glaubens ohne Ärger und Vernommen werden kann. Halten wir uns allezeit jenen wunderbaren Grundsatz des Aquinaten vor Augen, der den Inbegriff positiver Katholizität zum Ausdruck bringt: „Der Irrtum wie das Böse haben keine Kraft, es sei denn in Kraft der Wahrheit und des Guten.“ Darum hat jeder Irrtum einen verborgenen Wahrheitsschein und einen Anteil am Wahren, den wir anerkennen und hervorheben sollten, um von ihm her die begrenzte Erkenntnis in die Fülle des Seins und der umfassenden Wahrheit zu führen. Das ist der Weg der ehrfürchtigen Liebe, welche die Beirrten und Verfallenen durch die Kraft der ihnen eigenen Wahrheit aus der Verstrickung zu lösen versucht.

Lassen wir uns selber nicht vom Schlagwort beirren. Wer heute von der „Konfessionalisierung des Lebens“ spricht, hat leicht die Gedankenlosen auf seiner Seite. Der Christ weiß sehr wohl, was er seinem sachlichen Dienstauftrag

schuldig ist und daß er selbst nicht die Ordnungsbereiche stören und verwechseln darf. Andererseits aber wissen wir, daß jeder Seinsbereich entscheidend auch vom Menschlichen her bestimmt wird, daß er im Ganzen des Daseins steht und dienend und vermittelnd dem Menschen und seinem Heil zugeordnet ist. Ja wir haben die Pflicht, auf jene Gefahr und Tatsache hinzuweisen, daß die Macht der sogenannten „rein weltlichen Bereiche“ von denen am leichtesten mißbraucht und verkehrt wird, die Wirtschaft, Gesellschaft oder den Staat in ihrem Wesenssinn überhöhen, und deshalb dem Christen, den Eltern und der Gemeinschaft der Gemeinde ihre naturrechtlich gesicherte Freiheit nicht gewähren wollen. Darum hat der Christ auch um der sachlichen Ordnung willen einen besonderen Auftrag in der Welt.

Laßt uns darum um so ernster und entschlossener festhalten am „einhelligen Bekenntnis“, auf welches die erschrockenen und verängstigten Herzen warten, auf daß die Wahrheit Gottes endlich in ihren Erlösten ihre volle Kraft und darin sich selbst für sie offenbare. Tun wir dies doch, liebe Brüder und Schwestern, in Freude, in Weisheit und in Zuversicht!

Gruß und Mahnung der Bischöfe

Den Gruß der deutschen Bischöfe an den Katholikentag überbrachte Kardinal Josef Wendel. Die Tatsache, daß fast alle deutschen Bischöfe am Katholikentag teilnehmen, sei selbst als ein Zeugnis zu werten, als Zeugnis für die hierarchische Struktur der Kirche. Diese Ordnung wahrt die rechte Mitte. „Weder einem einseitigen Klerikalismus noch einem ungesunden Laizismus darf in der Kirche Christi das Wort geredet werden. Weder der Klerikalismus noch der Laizismus können Zeugnis geben für Christus und sein Reich.“ Statt dessen bezeugen wir den Katholizismus, das heißt „die alle umfassende Ganzheit und Geschlossenheit, die Einheit und die Einigkeit der Kirche“.

So bezeugen wir zugleich die rechte Ordnung zwischen Individualismus und Kollektivismus, die als Pole im Spannungsfeld unserer Zeit betrachtet werden müssen. Der liberale Individualismus wirkt noch in uns nach, und den Egoismus tragen wir als Erbanlage in uns. „Wir sehen, wie der Egoismus die Gemeinschaft zersetzt und, wenn er sich einen Vorteil davon verspricht, auch preisgibt und verrät. Es fehlt an Charakterfestigkeit und darum auch an Tragfähigkeit für Lasten, die die Gemeinschaft auferlegt. Grund und Grad des Einsatzes wird nur von der Überlegung bestimmt: Was habe ich davon?“ Über das Zeugnis im öffentlichen Raum sagte der Kardinal:

„Leicht wird uns das Zeugnis für Christus auch bei uns nicht gemacht. Auch bei uns fehlt es nicht an Kräften, die mit allen Mitteln, auch mit den Mitteln der politischen Macht, versuchen, das Zeugnis für Christus aus dem öffentlichen Leben zu verdrängen, um letztlich das Licht Christi auch in den Herzen auszulöschen. Man spricht von Freiheit und legt der religiösen Freiheit die Fesseln an. In Niedersachsen ist uns im Doppelsinn des Wortes ein Schulbeispiel gegeben worden. Wo Christen an den Verfassungen der Bundesländer entscheidend mitgearbeitet haben, haben sie wohl ihrer Überzeugung treu die Bekenntnisschule gesichert, sie haben aber keinen Bekenntnisschulzwang eingeführt, sondern auch der Gemeinschaftsschule, wo sie von den Eltern gewünscht wird, Raum gelassen. In Niedersachsen hat man die Schulfreiheit des

Landes verwiesen und das Elternrecht mit Füßen getreten. Dazu ist dem Staat kein Recht gegeben. Von Toleranz gar nicht zu reden. Feierlich haben die deutschen Bischöfe gegen diese Vergewaltigung des Gewissens und Mißachtung des Rechtes, vor allem des Elternrechtes, protestiert. Wenn der Individualismus die Gemeinschaft, Volk und Staat zersetzt, dann sind solche Maßnahmen geeignet, die Fundamente des Staates zu erschüttern und zu zerstören. Laßt uns Christi Zeugen sein.“

Als weiteres Beispiel für die Schwierigkeiten, denen wir im öffentlichen Leben gegenüberstehen, erwähnte Kardinal Wendel dann noch die Tatsache, daß die Subventionierung beim Bau von Jugendwohnheimen durch Verzicht auf deren konfessionellen Charakter erkaufte werden muß und daß Ordensschwester in einem Krankenhaus verpflichtet werden sollten, sich der religiösen Einflußnahme zu enthalten. „Der Liebe darf man billig dienen, aber der Wahrheit kein Zeugnis geben.“

Mit dem Weihespiel: „Legende vom Glauben“, von F. J. Weinrich, das von zwei Laienspielscharen der Jugend aufgeführt wurde, klang die Feierstunde aus.

Tag der Begegnung

Der Samstag stand im Zeichen der Begegnung. Er wurde durch eine Pontifikalmesse Bischof Döpfners von Würzburg auf dem Kundgebungsplatz in der Johannisau eröffnet. Anschließend trafen sich etwa 15 katholische Berufs- und Standesgruppen, die Vertreter der europäischen Jugend und die Heimatvertriebenen aus ganz Deutschland zu Gespräch und Gebet.

Unser Zeugnis — das christliche Leben

Am Abend fand dann die zweite öffentliche Versammlung auf dem Domplatz statt. Nach der Eröffnung durch die Vizepräsidentin des Katholikentages, Frau Clara Tausendpfund, sprach Professor Friedrich Dessauer, Frankfurt am Main.

Seinem Vortrag über das Zeugnis des christlichen Lebens kam im Rahmen des Katholikentages besondere Bedeutung zu. Denn die vielen, die nachdenklich nach Fulda gekommen waren, erwarteten doch vor allem eine Antwort auf die Frage, die das Gewissen des wachsamem Christen lebenslang beunruhigt, weil sie das Ganze seines Lebens betrifft. Es ist die Frage, worin man sich als Christ von anderen Menschen im Alltag unterscheidet und unterscheiden sollte, worin also das spezifische Merkmal des Christseins im Leben bestehe. Man war begierig, das aus dem Munde eines Laien zu hören, der viele Seiten des Lebens kennt.

Dessauer begann mit der Feststellung, daß diese Frage den aufrichtigen Christen beschämen wird. Er wird meist wohl gestehen müssen, daß er nicht edler war als andere und nicht mehr ertragen hat als andere. Und doch wird er versuchen, sich zu rechtfertigen. Er wird sagen:

Von Kindheit an wurden wir in der Hauptsache für das irdische Leben und seinen Kampf erzogen. Die Schule war ganz und gar darauf eingerichtet. Die wenigen Religionsstunden kontrastierten seltsam mit den übrigen Fächern. „Das Irdische nahm viel mehr Platz, war viel andringender, näher, greifbarer; es kam in Wirklichkeit doch auf dieses Greifbare, das, was uns tüchtig macht, an. Das andere wurde immer leiser — später schwieg es.“ Dann kam das Leben und nahm uns ganz in Anspruch. Selbst wenn Gefahren und Nöte zu bestehen waren, schienen die natürlichen Mittel sicherer zu sein als das Gebet. „So kamen wir alle ganz naturgemäß in Gottesferne.

Wenn wir unseren Eltern zuliebe, oder weil es so Sitte war, oder weil Jugendeindrücke nachwirkten, sonntags in die Kirche gingen, so waren wir für eine Stunde in einer Zone anderer Art. Es war oft schön, erhebend — aber ist es mehr als ein schöner Traum, als eine nur gedachte Welt? Übernatur? Gnade? Heiligkeit? Erlösung? Mit Gott sprechen? Beten — ja, erhört werden? . . . Wir sahen nichts von den Erfolgen des Gebetes, von der Wirklichkeit der Gottesnähe, seines Eingreifens. Alles ging doch mit natürlichen Dingen zu. Wo das Irdische nicht hilft, hilft niemand. Und endlich: Es geschah und geschieht vom Irdischen her viel Gutes. Es bleibt alles unvollkommen, aber man darf das Positive nicht übersehen.“

So ergab sich uns folgendes Bild von einem christlichen Leben: Im Irdischen realistisch zu sein, so wie die übrigen Menschen, anständig und tüchtig, behutsam, doch kämpferisch für uns und die Unrigen sorgend, die Welt ernstnehmend und nicht hinter den anderen zurückbleibend. Am Sonntag der Erinnerung lebend an das, was man uns von dem anderen Reich gesagt hat, und vielleicht ein wenig sehnsüchtig danach verlangend. So haben wir uns eingerichtet und finden uns in Ordnung. Kann man das aber „christliches Zeugnis des Lebens“ nennen?

Gestalten des christlichen Lebenszeugnisses

Dessauer versuchte nun, der Frage von den Gestalten her nachzugehen, in denen die Zeugenschaft deutlich sichtbar geworden ist. Solche Gestalten treten vor allem in Zeiten der Not und Verfolgung auf. Es ist uns leicht gemacht, sie in die Erinnerung zurückzurufen; denn die Zeit der nationalsozialistischen Bedrängnis liegt eben erst hinter uns. „Zu Zehntausenden sind bekennende Christen, d. h. solche, die als Jünger des Meisters handelten, der bösen Gewalt sich widersetzten, verfolgt, gemartert, getötet worden. Aber viel größer ist die Zahl derer, die nicht gerade den Märtyrertod erlitten, aber doch durch schwere Leiden, Sorgen und Nöte hindurchschreiten mußten, weil sie offenkundige Christen waren.“ Wir sind Zeitgenossen von Bekennern, die die Welt für Toren hielt und hält; erschien doch jeder Widerstand aussichtslos!

Hieran wird deutlich, worin das christliche Zeugnis besteht. Zur Zeit allerdings ist diese Form des Bekenntnisses im Westen nicht gefordert, und es ist nicht leicht, in dieser Zeit äußerer Ruhe dennoch ein bekennender Christ zu bleiben. Doch gibt es auch für unsere Lage ein geschichtliches Vorbild: die Regel des heiligen Benedikt. Ihre Formel: „Ora et labora“, „Bete und arbeite!“ wurde Anleitung für das Abendland; das ganze Mittelalter horchte darauf, denn die Söhne des heiligen Benedikt sagten's nicht nur, sondern machten es vor. Ackerbau und Handwerk und bald darauf Wissenschaft und Kunst wurden einbezogen in das „Opus Dei“, das „Werk Gottes“. „In allem wird Gott verherrlicht“, hieß eine ihrer beliebtesten Devisen.

Die Formel christlichen Lebens

Aber wir können doch nicht benediktinisch leben! Wie sollen wir Menschen der Neuzeit Stunden des Gebets, der Sammlung aufbringen, in die keine Störung eindringen darf? Und doch muß es auch für unsere Zeit eine Haltung geben und für diese Haltung eine passende Formel, die dem Irdischen und Religiösen gerecht wird und die für uns vollziehbar ist, so daß aus der Haltung das Zeugnis hervorgeht!

Es gibt diese Haltung, und es gibt auch diese Formel:

„Ora laborans!“ oder auch mit einer leichten Verlagerung des Schwerpunktes: „Ora laborando!“ Auf deutsch: „Bete arbeitend!“ oder „Bete durch deine Arbeit!“ Das heißt also: Weltmann, der du keine Zeit hast für das andere, mach deine Sorgen, Mühen, Plagen und Kämpfe selbst zu Gebeten. Arbeite in Gottesnähe, kämpfe in Gottverbundenheit. Und die zweite Fassung, das „Ora laborando“, bedeutet: Deine Arbeit sei Werkzeug Gottes, so daß du durch sie als ein Mittel betest.

Du sollst also als Weltmann versuchen, deine Arbeit in Gebet förmlich zu lösen, wie man Salz in Wasser löst: im Anblick Gottes zu arbeiten. Du sollst lernen, Seine Gegenwart immer zu spüren. Er ist ja tatsächlich immer da. Du sollst dich erziehen, die Blendung durch das irdische Licht, die Betäubung durch den irdischen Lärm zu überwinden, die so tun, als gäbe es kein anderes Licht und keinen anderen Klang als den ihren.

Der Weg zum Gebet der Arbeit

Aber wie gelangt man zu dieser Haltung? Vielleicht verhilft uns auch hier ein Wort aus grauer Vergangenheit zur Antwort. Man berichtet, daß in den Zeiten des Mittelalters die Kämpfer vor der Entscheidungsschlacht niederknieten und zu Gott ein seltsames und fast erschreckendes Gebet sprachen, das nur aus zwei Wörtern bestand. Sie lauten: „Tu adesto!“ „Du sollst dabeisein!“

Wir Menschen sind immer in der Schlacht, und nicht am wenigsten dann, wenn wir es nicht bemerken. Drei Schlachtfelder statt des einen umschließen uns. Wir sind immer im Kampf mit der Natur. Das zweite Schlachtfeld ist die menschliche Gesellschaft mit ihren feindlichen Mächten. Der Osten und der Westen stehen einander unheimlich gegenüber, mit furchtbaren Waffen der Neuzeit gerüstet, Stände und Klassen ringen miteinander, Feinde überkreuzen unsere Wege, stellen uns Fallen. Politik ist jetzt und war früher „kalter Krieg“, der in einen „heißen“ umschlagen kann. Aber das dritte Schlachtfeld ist das ernsteste, da fällt die Entscheidung. Es ist das Feld des Kampfes mit sich selbst. Die Gefahren der eigenen Tiefe, all dessen, was aus unserem Innern, aus dunklen Gründen unseres unbewußten Lebens, aus Trieb, Gier, Leidenschaft in uns erwacht und gegen unser Gewissen ins Feld zieht, sind die größten von allen. In den Schlachtfeldern der Natur und Gesellschaft hilft uns vielfach irdischer Rat, Wissen, Technik, Klugheit, Scharfsinn, aber im Schlachtfeld des eigenen Ich reicht das nicht aus, da rettet uns nur die Gnade, nur das „Tu adesto!“

Der Weltmann hatte zu allen Zeiten im allgemeinen nicht die Haltung jener Streiter, die etwa in den Türkenkriegen das christliche Abendland verteidigten und das „Tu adesto!“ riefen. Er ist zu kurzichtig dafür, bedenkt oft nicht, auf welchem Schlachtfeld er steht. Selbst wenn er das Schlachtfeld empfindet, scheint es ihm ganz irdisch. Er hat es ja in der Schule so erfahren.

Solange der Unterricht in den irdischen Fächern kurzichtig erteilt wird, die Hintergründe verschweigt und nur die irdischen Beziehungen ins Bewußtsein hebt, muß der Religionslehrer in seinen wenigen Stunden einspringen und die natürliche Offenbarung zeigen. Wir kennen ja alle den Satz „Gratia supponit naturam“. Die Gnade, die Übernatur, gründet auf der Natur. Das Übernatürliche muß auf dem Bestande des Natürlichen aufgebaut werden. Es genügt nicht, diesen Satz zu kennen, man muß ihn vollziehen. Wenn man es tut, wird der Schöpfergott dem Menschen deutlich, der alles hervorrief, erhält, trägt

und durchwest, auch alles, was er in den profanen Fächern erlernt. Wir lockerten uns zu sehr von Ihm und dürfen uns daher nicht wundern, daß unseren Kindern wie uns selbst die Religionsstunden gegenüber den irdischen Fächern als etwas ganz anderes vorkamen, daß sie im Laufe des Lebens oft wie eine schöne, ferne Sage leise verklingen. Hier liegt die Wurzel der Verweltlichung, hier der Grund, warum die Weltberufe nur irdisch gesehen werden, nicht als Aufträge von oben. Hier liegt der Grund der Zwiespältigkeit, die uns hindert, „uno aspectu“, in einer Blickrichtung, durch Natur, menschliche Gesellschaft auf den göttlichen Hintergrund zu schauen und diese Schau lebenslänglich zu behalten. Wir müssen uns aufmachen, zu erobern, was wir verloren haben, und viel mehr dazu!

Das Wesen des Gebetes

Irdische Berufe empfangen erst aus ihrer Tiefe ihre Würde, ihre Weihe, das Eigentliche ihres Wesens. Erst in der Schau der Hintergründe wird irdische Arbeit Gebet, gelingt das „Ora laborans“. Denn was ist Beten? Es gibt ja mancherlei Formen des Gebetes, vor allen Dingen diese zwei: das Händeausstrecken um Hilfe im Bittgebet und das Aufschließen der seelischen Pforten in der Betrachtung. Die Hände werden flehend ausgestreckt zur Unendlichkeit und die Pforten der Seele aufgetan, damit das Wehen der Ewigkeit in das Haus einströmen kann. Und eben diese beiden Haltungen werden im „Orare laborans“ eingenommen. Wenn der Mensch mit dem „Tu adesto“ den Helfer und Richter in die Arbeit hineinruft, wird sie zum Gebet. Auch das andere, das „Ora laborando“, wird so vollzogen, denn durch die Arbeit beten heißt das Schicksal dieser Arbeit bejahen, ja sagen zum Beruf mit all seiner Mühe und seinem Leid, seinem dauernden Mühsen, zu des „Dienstes ewig gleichgestellter Uhr“, um mit Schiller zu sprechen. Die Arbeit wird Werkzeug, Methode der Gottverbundenheit, d. h. sie wird Gebet.

Das nur Innerweltliche, Irdische, Vordergründige umfaßt das Göttliche nicht. Es ist Vorposten, Sendbote des Ewigen, Unendlichen. Die täglichen Pflichten, die geduldig, getreu, oft verborgen, ohne Dank der Umwelt getan werden müssen, sind wie die Boten Gottes, die Engel, die Aufträge bringen. Der Christ antwortet darauf nach Marias Beispiel, nimmt die Botschaft an, spricht mit ihr: „Sieh, ich bin ein Diener, eine Dienerin des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort.“ Orare laborando heißt die täglichen Pflichten wie Aufträge Gottes erfüllen.

Die Gegenwart Gottes

Wenn die Haltung der „Präsenz Gottes“ einmal gewonnen ist, wenn sie durch dauernde Übung zu einem permanenten Zustand wurde, der Kontakt mit der Unendlichkeit nicht mehr verlorenght, dann kommt das Lebenszeugnis des Menschen wie von selbst. Es bedarf ja meist keiner lauten Worte, keiner demonstrativen Gesten, keiner Betonung, auch nicht der betonten Bescheidenheit. Zeugnis des Lebens will nicht so sehr geredet als vielmehr vollbracht sein. Selbstbewußte, sich innerlich rühmende, betont repräsentative Frömmigkeit, Pharisäertum jeden Grades ist in echt erlebter Präsenz Gottes nicht möglich. Denn mit dem Helfer wird immer der Richter hereingerufen. Es bleibt bei Marias Worten, die der bekennende Weltmann innerlich wiederholt: „Sieh, ich bin ein Diener des Herrn, und ich vollziehe nach Seinem Wort.“ Das gilt bei jedem rechten Erdenwerk. Auch die kleinsten, nied-

rigsten Dienste müssen getan werden. Auf den treuen Vollzug der kleinen Lebensnotwendigkeiten, die unbedankt, ja mißachtet geschehen, kommt es an. Sie tragen das Leben. In Krisenzeiten erweist sich das. Wenn die Großen von gestern zusammenbrechen, ihnen die Macht entgleitet, die Ordnung der Regierenden dem Chaos zu unterliegen droht, dann kommt es darauf an, daß die kleinen Dienste weitergeschehen. Auf ihnen baut sich neue Ordnung von unten her auf. Auf diese Menschen kommt es dann an: die Postschaffner, Bahnwärter, Polizisten, Arbeiter, Hausfrauen, Lehrer, Ärzte, Techniker, Pflegerinnen, Handwerker — wenn sie verharren, kann der Wiederaufbau beginnen. Alle kleinen Dienste sind ja vom Schöpfer gewollt, bei ihnen allen gilt das Wort: „Siehe, ich bin ein Diener, eine Dienerin des Herrn, und ich vollstrecke seinen Befehl.“ Und jeder kann sagen: „Tu adesto!“ Du darfst mich nicht verlassen! Bleib bei mir, bei meinem kleinen Dienst!

Die Frucht des Gebetes

Das „Ora laborans“ trägt noch ein Geheimnis in sich. Wer es gelernt hat, gewinnt die Freiheit. Der im nur Irdischen verhaftete Weltmann ist unfrei. Er steht unter dem Zwang der Erscheinungswelt. Er folgt dem Milieu, der Meinung der Umwelt, dem irdischen Streben, der äußeren Macht, der Gier nach Lust und Betäubung. Wer seine Arbeit wirklich zum Gebet gemacht hat, die Präsenz Gottes darin stets realisiert, wird in hohem Grade von dieser Unterwerfung befreit. Er kann das Nur-Diesseitige nicht mehr so hochschätzen, daß er sich ihm ausliefert. Diese Freiheit ist für Entscheidungsstunden von unschätzbarem Wert.

Es kommt für viele von uns auch einmal die Stunde, in der das Gebet des Ritters zum Prüfstein wird. Fast jeder von uns wird einmal vor Handlungen gestellt, die dem Gewissen widersprechen. Was dann? Wenn wir niederknien wie die Streiter vor der Schlacht und spüren, zu einer Arbeit, einer Handlung das „Tu adesto!“ nicht redlich sagen zu können, wenn wir dabei erschrecken, Gott nicht ins Antlitz zu schauen wagen, weil wir so ja nicht den Helfer, sondern den Richter in uns hereinrufen, dann wird uns Klarheit. Wehe, wenn wir dennoch vollziehen, was wir vor Gott verstecken möchten! Es gibt kein solches Verbergen, es gibt auch keine echte Flucht in Weltlärm und Betäubung. „Deus adest.“ Er ist immer da; der Sinn des trotzigem Streitergebetes ist nicht, daß der Allgegenwärtige da sei, sondern, daß Er mit ihm sei. Oder eigentlich der Beter mit Gott.

Könnten wir uns und insbesondere unserer Jugend das Spüren Gottes im Alltagsleben aneignen, so wäre unsere Arbeit zum echten Gebet geworden, zur „Oratio per laborem“. Solche Weltmänner würden allezeit mit dem „Tu adesto!“ den Helfer und Richter in sich hereinrufen. Und so käme eine Generation von wahren Lebenszeugen. Sie brauchten im allgemeinen keine großen Worte, keine weithin leuchtenden Taten für ihr Zeugnis. Aber obwohl sie schweigende, dienende Ritter des Liebesgebotes wären, würde die Welt sie doch bemerken und würde ob solcher schweigenden Zeugenschaft staunen! Denn oft ist das schweigende Zeugnis getreuer Handlung überzeugender als das gesprochene Wort.

Brächte aber der Zeitenlauf, was Gott verhüten möge, wieder Krisen mit harter Prüfung, mit böser Gewalt, dann würde ein solches Geschlecht vor der bösen Gewalt nicht zusammenbrechen, wie es vor zwanzig Jahren ge-

schah, und es würde nun auch durch das Wort, das tapfere „Nein“, der bösen Gewalt gegenüber Zeugenschaft leisten. Es wäre dann ein Geschlecht der Bekenner entstanden. Die Christenheit, die täglich betet: „Dein Reich komme zu uns!“, sie hätte einen wirklichen Schritt zu diesem Reiche getan, dessen Ankunft uns aus göttlichem Munde verheißen ist.

Nach der Rede Professor Dessauers nahm der Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, die Marienweihe der deutschen Katholiken vor. Den Abschluß des Tages bildete eine Prozession der Jugend und Männer Fuldas mit den Gebeinen der heiligen Lioba und den Häuptern des hl. Sturmianus und des hl. Bonifatius.

Der letzte Tag

Am Sonntag feierte der Apostolische Nuntius, Erzbischof Aloysius Muench, vor fast 200 000 Gläubigen eine Pontifikalmesse, bei der der Erzbischof von Paderborn, Lorenz Jaeger, die Predigt hielt. Er sagte:

Die Sorge des hl. Bonifatius — unsere Sorge

Liebe Brüder und Schwestern in Christo!

Gestern abend sind die Gebeine des hl. Bonifatius aus seiner Gruft im Hohen Dom hierher zur Verehrung gebracht worden, und heute morgen feiern wir hier auf der Festwiese über seinem Märtyrergrab das heilige Opfer. Ihr kennt alle das Bild, das seine Grabplatte im Hohen Dom ziert: Bonifatius hebt den Deckel seines Sarges empor. Er will aus seinem Grabe aufstehen. Seine Augen scheinen etwas zu suchen. Mit diesen seinen suchenden Augen ist er vor mehr als 1200 Jahren aus seiner Heimat Britannien nach Deutschland gekommen. Die Unruhe um das Reich Gottes in Deutschland ließ ihn nicht in der Ruhe seines Klosters bleiben. Hat er auch jetzt im Grab noch keine Ruhe gefunden? Treibt ihn die Sorge um das Reich Gottes in Deutschland selbst aus der Ruhe des ewigen Schlafes?

Bonifatius ist nicht tot. Nur was sterblich an ihm war, birgt der Schrein hier unter dem Altar; aber sein Geist, seine Seele lebt in Gott, und die Sorge um das Reich Gottes in Deutschland bewegt ihn auch heute noch.

Wenn dieser 76. Deutsche Katholikentag am Grabe des hl. Bonifatius gehalten wird, und zwar in dem Jahre, in dem wir die 1200-Jahrfeier seines Märtyrertodes begehen, so kann das nur den Sinn haben, daß wir uns von der Sorge des hl. Bonifatius entzünden lassen. Was Bonifatius einst an einem Volk, das nicht sein eigenes war, getan hat, das müssen wir, die wir Glieder dieses Volkes sind, auf neue Weise tun: wir müssen, von seinem glaubensmächtigen und tatbereiten Geist erfüllt, uns Sorge machen um das weite Reich Gottes in Deutschland.

Die Sorge um die Einheit

Die Sorge des hl. Bonifatius suchte vor allem die Einheit, die Einheit der Kirche und damit die Einheit des Volkes. Die Kirche in Germanien war damals aufs schwerste von menschlichen Unzulänglichkeiten bedroht und durch die stammesmäßigen und politischen Gegensätze in ihrem Bestand gefährdet. Ihre Verbundenheit mit dem Felsen Petri war gelockert, vielfach gelöst. Einheit kann aber nicht sein ohne bindende, Einheit schaffende Mitte, die für die Kirche Christus selber ist. Bonifatius wußte um die tiefe Bedeutung des Herrenwortes: „Wer nicht in mir bleibt, bringt keine Frucht.“ Der sichtbare

Christus war aber für ihn Petrus, und der sichtbare Petrus der Papst in Rom. Darum leistete er seinen Bischofs-eid dem heiligen Apostelfürsten Petrus, darum reiste er nach Rom, um in der missionarischen Sendung durch den Papst bestätigt, in der lebendigen, dauernden Verbindung mit ihm die Gewähr zu haben, daß er in der Gemeinschaft mit Christus bliebe.

Was Bonifatius zu seiner Zeit für die Einheit der Kirche getan hat, müssen wir heute in seinem Geist wieder aufs neue tun. Die Einheit der Kirche in Deutschland ist heute nicht nur gefährdet wie einst zu Zeiten des hl. Bonifatius, sie ist zerrissen. Seit über 400 Jahren ist Deutschland in seinem innersten religiösen Kern gespalten. Ja von Deutschland ist diese Glaubensspaltung, wie wir sie nennen, in die übrige Welt hineingetragen worden. Nach langen, erbitterten Glaubenskämpfen hat damals unser Volk eine Befriedung der Glaubensgegensätze und Glaubenskämpfe dadurch zu erreichen versucht, daß die Konfessionen bestimmte Räume oder Landschaften mehr oder weniger prägten. Die Zeit dieser katholischen und evangelischen Ghettos, dieser territorialen Abgrenzung der Konfessionen gegeneinander, ist endgültig vorbei. Die Freizügigkeit, die Industrialisierung, die erzwungene Völkerwanderung der Kriegs- und Nachkriegsjahre haben gründlich damit aufgeräumt und die Konfessionen durcheinandergewirbelt. Unser modernes gesellschaftliches Leben verlangt, daß die beiden Konfessionen in neuer Weise miteinander auskommen. Der gemeinsame Widerstand gegen Unrecht und Gewalt in den hinter uns liegenden Jahren, das gemeinsame Ertragen gleicher Gefahren, die gleiche Not in Krieg und Gefangenschaft haben ohnehin viele katholische und evangelische Christen enger zueinandergeführt. Beide christliche Konfessionen stehen immer wieder gemeinsamen Gegnern gegenüber, vor allem den bösen Geistern einer entchristlichten, rein diesseitigen Lebensauffassung. Sie stehen in diesem Ringen zusammen im vollsten beiderseitigen Vertrauen und gegenseitiger Hochachtung, im Wissen um das kostbare Erbe des Evangeliums, in der gemeinsamen christlichen Verantwortung für die Gottesordnung im Leben des Einzelnen und der menschlichen Gesellschaft. Diejenigen sind schlecht beraten, die glauben, es könnte ihnen gelingen, die ernsthafte Zusammenarbeit der Christen beider Bekenntnisse zunichte zu machen, um dann aus neuen Spannungen zwischen den Konfessionen politisches Kapital zu schlagen. Für uns katholische Christen ist, genauso wie für die gläubigen evangelischen Christen, die praktische Zusammenarbeit im außerkirchlichen Raum eine Selbstverständlichkeit, ja eine Gewissensverpflichtung, die wir uns nicht durch irgendwelche Geschäftemacher verderben lassen.

Die Sorge um die Wahrheit

Aber eine andere Sorge, Geliebte, erhebt sich für uns. So sehr wir die praktische Zusammenarbeit zwischen den Christen beider Konfessionen bejahen, so sehr müssen wir einen falschen, einen religiösen „Interkonfessionalismus“ ablehnen, und zwar um der Wahrheit willen. Wenn in vergangenen Jahrhunderten die Glaubenskämpfe oftmals Formen angenommen haben, die für uns heute unverständlich sind, so zeugten diese Kämpfe doch weithin von der brennenden Liebe jener Zeit zur Wahrheit. Demgegenüber verraten nur allzu viele heutige sogenannte „interkonfessionelle“ Bemühungen eine erschreckende Gleichgültigkeit gegenüber der Wahrheit. Oder ist

es nur die Müdigkeit des modernen Menschen, der Ruhe um jeden Preis verlangt? Der um seiner Ruhe willen schweigt, wenn ewige Wahrheiten angegriffen, sittliche Ordnungen mit Füßen getreten werden? Man nennt heute oftmals Toleranz, was in Wahrheit Feigheit und Bequemlichkeit ist. Das ist eine falsche „ökumenische“ Haltung, die angeblich um der „Una Sancta“ willen Wahrheiten der katholischen Glaubenslehre unterschlägt oder im Zusammensein mit Nichtkatholiken sich scheut, den Glauben in seiner Ganzheit, ohne alle Abstriche offen zu leben und zu bekunden. Halbe Wahrheiten können nicht frei machen. Aus Unwahrhaftigkeit kann kein Segen erwachsen. Die im Glauben getrennten Brüder haben ein Anrecht auf die volle Wahrheit, die wir als Zeugen dieser Wahrheit künden und vorleben müssen. Die Glaubensspaltung wird nicht dadurch überwunden, daß man die Glaubensunterschiede vergessen zu machen sucht. Ein gutmeinendes Herz bedeutet im Zusammenleben der Menschen viel, reicht aber in dieser Frage, bei der es um die Wahrheit geht, allein nicht aus.

Sagt mir nicht, solch freimütiges Bekenntnis in Wort und Tat lasse die erforderliche Rücksichtnahme auf Andersdenkende vermissen. Gewiß kann ein Nichtkatholik sich einmal an einer Wahrheit des Glaubens stoßen, über eine Äußerung katholischen Lebens vielleicht sogar erschrecken. Wir haben das ja erst am gestrigen Tag bei der spontanen, ganz unüberlegten Reaktion des bayerischen Landesbischofs Meiser auf die Marienweihe des katholischen Volkes wieder schmerzlich verspürt. Trotzdem enthebt uns das nicht der Pflicht, den Glauben ganz und ungebrochen zu leben und zu bekennen. Bei der Wahrheit kann und darf es keine Kompromisse geben. Im Gegenteil, gerade durch solches Erschrecken merken die Menschen auf, an solchen Mißverständnissen entzündet sich das Gespräch, das dann schnell die Mißverständnisse klärt und den katholischen Glauben in seiner ganzen Schönheit aufleuchten läßt und so die Wege zum Verständnis der Kirche bahnt. Nur derjenige, der aus der Liebe zur einen Wahrheit und zum einen Christus tiefen Schmerz empfindet über die Spaltung der Kirche in Deutschland, wird die Kraft haben, den Christen des anderen Bekenntnisses gegenüber die rechte Toleranz zu üben und ihnen die Hand zum gemeinsamen Werk zu reichen. Der Schmerz um die Zerrissenheit der Kirche in Deutschland ist der Prüfstein für die Liebe zu ihr. Das Leid um die Glaubensspaltung wird auch der erste Schritt sein zu ihrer Überwindung.

Keine dritte Konfession

Der falsche Interkonfessionalismus zeigt sich auf verschiedensten Gebieten bis hinein in die Arbeit unserer Parlamente und unserer Staatsführungen, auf keinem Gebiet aber gefährlicher als auf dem der Bildung. Für den Christen gibt es keine absolute pädagogische Autonomie und auch keine rein humane Bildung. Man kann nicht an Gott glauben und zugleich von ihm im pädagogischen Bereich absehen. Nachdem Gott in Christus Mensch geworden ist, ist die Inkarnation nicht nur eine religiöse, sondern auch eine pädagogische Wirklichkeit. Nachdem wir in Deutschland durch Gottes Zulassung unter der Tragik der Glaubensspaltung leiden, kann man nicht zwischen oder neben den Bekenntnissen eine sogenannte „christliche Bildung“ aufbauen. Lebendiges Christentum gibt es nur in der Form des Bekenntnisses. Darum ist auch unsere Forderung nach der katholischen Bekenntnisschule für unsere Kinder und

nach den Möglichkeiten einer ganzheitlichen Bildung aus dem Geiste unseres Glaubens auch für die heranwachsende Jugend sowie vor allem für die katholischen Lehrer keine Gefährdung für die Einheit der Bildung, sondern ihre Sicherung.

Um der Wahrheit willen wehren wir uns gegen eine interkonfessionelle Uniformierung. Wir wollen nicht Vorschub leisten einer dritten Konfession, die nichts anderes sein könnte als ein christlich verbrämter Humanismus, wie er von religiös nicht gebundenen Parteien oder der Weisheit mancher Staatsmänner am liebsten uns geschenkt würde, sondern wir wollen die eine Kirche, die von Jesus Christus, dem König und Herrn aller Zeiten, gegründet ist. Und wir wissen uns, Gott sei Dank, in dieser Verpflichtung zu der einen Kirche des einen Herrn Jesus Christus mit unseren evangelischen Mitbrüdern durchaus einig.

Die Einheit schaffende Mitte

Diese Einheit der Kirche in Deutschland war die große Sorge des hl. Bonifatius. — Was müssen wir tun, Brüder und Schwestern, die wir seine Sorge heute tragen? Zunächst: Wach bleiben für die Wahrheit, wie unsere heilige katholische Kirche sie lehrt! Leiden unter der Spaltung der Christenheit und dann beten und opfern und ringen um die eine Kirche des einen Herrn Jesus Christus.

Ihr sollt mir Zeugen sein! Das ist das Thema des 76. Katholikentages am Grabe des hl. Bonifatius. Zeugt die Zerrissenheit der Kirche nicht gegen diesen Auftrag des Herrn? Brüder und Schwestern, laßt uns aus dieser Stunde des heiligen Opfers, das wir über dem Grab des hl. Bonifatius feiern, die brennende Sorge mitnehmen um das Reich Gottes in Deutschland und um die Einheit der Kirche Jesu Christi.

Bei all seinen Mühen und Sorgen um die Kirche in unserem Lande suchte St. Bonifatius immer die Einheit schaffende Mitte, die da gegeben ist im Herrn der Kirche, unserem Heiland Jesus Christus, und in seinem Stellvertreter auf Erden, dem Heiligen Vater in Rom. An diese Mitte wußte er sich selber gebunden, nach dieser Mitte richtete er seine ganze apostolische Tätigkeit aus, mit dieser Mitte verband er alle reorganisierten Diözesen und alle neu gewonnenen Missionsgebiete. So diente er der Einheit der Kirche. Damit zugleich aber auch der Einheit unseres Volkes, das damals noch in eine Vielfalt von Gauen und sich bekämpfenden Stämmen zerfiel. Die gnadenhafte Wirklichkeit, die St. Paulus jubelnd kündigt: „Ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater aller“, schuf die Gemeinsamkeit des Denkens und Strebens, schuf die allen gemeinsame Ordnung des politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens und wurde zur tragfähigen Grundlage für die völkische und staatliche Gemeinschaft. Ist es nicht bezeichnend, daß das fränkisch-lateinische Wort *Theutiscus* = deutsch, das zum Namen der geeinten germanischen Stämme, zum Namen unseres deutschen Volkes wurde, sich zuerst in einer päpstlichen Urkunde aus der Zeit Karls des Großen findet? Aus der Einheit der Kirche in Deutschland erwuchs die Einheit unseres Volkes. So heißt Bonifatius mit Recht in diesem doppelten Sinn der Apostel Deutschlands.

Wenn der hl. Bonifatius aus dem Grabe aufstände und die heutige Zerrissenheit Deutschlands sähe, was würde er sagen? Ist nicht der Verlust der Mitte, die Loslösung von der Kirche, der Verlust des Glaubens an den Heiland, die Preisgabe seiner Gottesordnung die eigentliche Not unseres Volkes und der tiefste Grund für den viel beklagten,

noch immer weiter fortschreitenden Zerfall der menschlichen Gemeinschaften und der gesellschaftlichen Ordnungen? Wir müssen zurück zu Christus, damit wir wieder heimfinden zur Einheit und Gemeinschaft unseres Volkes.

Brücken bauen

Im zwischenstaatlichen Bereich ist es nicht anders. Trotz aller Friedenskonferenzen ist noch immer kein Friede in der Welt. Nur 12 km von hier geht der widernatürliche Grenzgraben, der unser Vaterland in zwei Teile zerreißt. Aber auch dieser Grenzgraben wird der Einheit unseres Volkes nicht schaden können, wenn wir eins und einzig bleiben in Christus, wenn wir wissen, daß wir alle in ihm Brüder und Schwestern sind. Die vielfachen Begegnungen, die mancherlei Hilfeleistungen, die aus christlichem Brudersinn und aus der Verantwortung füreinander erwachsen, werden helfen, über den heute noch trennenden Graben eine Brücke zu bauen, über die ein Volk gehen kann.

Eine Brücke braucht starke tragende Pfeiler, harte Widerlager. Baut gemeinsam diese tragende Brücke, ihr, meine lieben Brüder und Schwestern aus dem deutschen Osten und dem deutschen Westen! Baut sie aus dem Glauben an unseren Herrn Jesus Christus! Je mehr derer sind, die ihn verlassen, verkennen, verachten, desto mehr laßt *unseren* Glauben wachsen zu einer weltüberwindenden Macht. Laßt aus eurem Leben und aus euren Gesichtern die Wahrheit Christi erstrahlen, die sich auswirkt im Zeugnis der Liebe des Herrn.

Der Schüler des hl. Bonifatius, der hl. Willibald, der die erste Lebensbeschreibung unseres Heiligen verfaßt hat, sagt von seinem großen Meister, daß er allen Menschen „das Kennzeichen der Wahrheit an sich selber offenbar machte“. In der Tat, das heißt wahrhaft „Zeuge sein“! Und in einem anderen Lebensbild des Heiligen heißt es: „... denn durch das Vorbild des Heilands belehrt, erfüllte Bonifatius vorher selber, was er andere lehren wollte; wohin er ihnen den Weg wies, lenkte er selbst seine Schritte.“

Möchte auch unser Leben fortan so das Kennzeichen der weltüberwindenden Wahrheit tragen. Wohlan! Laßt uns in wacher Verantwortung für die Kirche in Deutschland und für unser geliebtes Volk und Vaterland lebendige Zeugen seines Reiches sein. Amen.

Die Schlußfeier

Am Nachmittag kamen alle noch ein letztes Mal zur Schlußfeier in der Johannisau zusammen. Nach Schätzungen betrug die Zahl der Teilnehmer 250 000. Im Rahmen seiner Eröffnungsansprache verlas Bundesarbeitsminister Storch ein Grußtelegramm des Präsidenten der Bundesrepublik, Theodor Heuss, mit folgendem Wortlaut:

„Fulda muß jedem geschichtsbewußten Deutschen um seiner historischen Würde willen teuer sein. Ich habe selber die Stadt in diesem Jahre zweimal besucht, die sich auf die Bonifatius-Feier rüstete, und weiß, wie die beiden Eindrücke um die Seele jedes Einzelnen ringen: das verpflichtende Erbe einer großen und dabei farbigen Vergangenheit des religiösen und geistigen Werdens der Deutschen und die politischen wie sozialen Nöte dieser Gegenwart, die sich aus der Nähe des tragischen Trennungsstriches durch das deutsche Heute besonders einprägen.

Ich bin froh, dessen gewiß sein zu dürfen, daß im Seelischen der Fuldaer Katholikentag in Fulda dieselbe Bestätigung eines innerlichen Einheitsbewußtseins offen-

baren wird wie vor zwei Monaten der Evangelische Kirchentag in Leipzig. Die religiösen Kräfte, mitbestimmend in der Formung eines geläuterten Volksbewußtseins, haben immer die innere Vollmacht einer Bindung besessen. Diese wird sich auch in der dunklen Stunde eines nationalen Schicksals bewähren.“

Bundesminister Storch nahm in seine Rede auch das folgende Wort des Katholikentages zum Frieden auf:

Wort des Katholikentages zum Frieden

„Christliches Zeugnis ist Zeugnis für den Frieden. Wer den Frieden wahrhaft will, muß sich zu den Voraussetzungen bekennen, von denen er in der Wirklichkeit unserer Zeit abhängt. Der Heilige Vater hat von der unaufhaltsamen Entwicklung zur Einheit der Welt gesprochen, die man nicht unterdrücken, vielmehr fördern und vorantreiben müsse.

Die Völker sehnen sich auch nach Einheit. An uns ist die entscheidende Frage gestellt: Wird es eine Einheit der Freiheit oder der Gewalt, eine Einheit im Guten oder im Bösen sein?

Die deutschen Katholiken dienen dem Frieden der Welt, wenn sie die Wiedervereinigung Deutschlands und die Einigung Europas erstreben.

Wie alles Große können auch diese Ziele nur unter Opfern verwirklicht werden. Mit dem Heiligen Vater sind wir fest davon überzeugt, daß die Völker zu den notwendigen Opfern bereit sind. Aber die Staatsmänner müssen bereit sein, sie von sich und ihren Völkern zu verlangen.

Das von uns erstrebte geeinte Europa mit einem wiedervereinigten freien Deutschland wird eine um so stärkere Friedensmacht sein, je klarer es Gott als den Herrn der Geschichte anerkennt. Wer Geschichte machen will ohne und gegen Gott, macht schlechte Geschichte. Die göttlichen Gebote müssen auch die Politik bestimmen.

Wir hoffen von Herzen auf eine Politik, die den Erfindungsreichtum des menschlichen Geistes, der in der Vergangenheit so oft zu Werken der Zerstörung mißbraucht wurde, jetzt in den Dienst am Frieden stellt.

Die beste Waffe des Friedens ist das Gebet. Wir mahnen deshalb alle Katholiken, nicht müde zu werden im inständigen Gebet um den Frieden und während des Marianischen Jahres hierbei anzurufen die Fürbitte der Königin des Friedens.“

Ein Grußwort des Bundeskanzlers

Desgleichen gab er auch der Versammlung ein Grußwort des Bundeskanzlers bekannt. Es hat folgenden Wortlaut:

„Politische Entscheidungen von großer Tragweite nehmen mich in diesen Tagen in Anspruch, so daß es mir zu meinem größten Bedauern nicht möglich ist, am diesjährigen Katholikentag teilzunehmen.

Deshalb entbiete ich auf diesem Wege Ihnen allen in der Stadt Fulda, in der ich zuletzt am 13. Juni zum 1200. Gedenktag des Martyrertodes des hl. Bonifatius weilen und zu vielen von Ihnen auch sprechen durfte, meine herzlichsten Grüße. Sie gelten den zahlreichen Teilnehmern aus der Bundesrepublik, besonders aber unseren lieben Landsleuten aus der sowjetischen Besatzungszone. Fulda ist zu einer Stätte der Zusammengehörigkeit und Begegnung geworden. Mein Gruß gilt auch den vielen Besuchern, die aus dem Ausland zu uns gekommen sind.

Ich grüße die kirchlichen Würdenträger, alle Laien, die in so großer Zahl sich an dieser erinnerungsreichen Stätte versammelt haben. Ich wünsche ihnen, daß die Beratun-

gen, die Aussprachekreise, die persönlichen Gespräche sowie die großen Kundgebungen dieser Tage Klärung und Anregung, neue Entschlußkraft, vor allem auch den Schwung zur Verwirklichung des Programms gebracht haben, das der Leitgedanke von Fulda ‚Ihr sollt mir Zeugen sein‘ zum Ausdruck bringt. Es ist ein sehr zeitgemäßes, aufrüttelndes Programm.

Lassen Sie mich einige Worte über Politik und politische Betätigung sagen. Politik ist ein sehr dehnbarer, vor allem aber auch ein dem Inhalt nach ständig wechselnder Begriff. Politisch ruhigen Zeiten folgen politische Stürme. Unsere Zeit ist durchtobt von einem politischen Orkan, der an den Grundlagen der Freiheit, des Christentums rüttelt. Wenn die Sturmflut aus dem Osten sich über die Bundesrepublik, über Westeuropa ergießt, können wir für eine lange Zeit nicht mehr von einem christlichen Europa sprechen. Der täuscht sich, der da glaubt, die Grundlagen unserer geistigen Existenz seien fest und gesichert. In solchen Zeiten gehört der Christ mitten hinein in das politische Leben. Denn nur so kann er die Grundlagen, die Voraussetzungen des christlichen Lebens retten, sie zu retten, ist er im Gewissen verpflichtet. Sowjetherrschaft bedeutet die Vernichtung aller Werte der abendländischen Kultur, die Vernichtung allen freien Zusammenlebens in der menschlichen Gemeinschaft, die Vernichtung der brüderlichen Gesinnung unter den Menschen und nicht zuletzt die Ausrottung unseres christlichen Glaubens. Wir brauchen als Christen heute in der Politik mehr denn je die Gabe erhöhter Wachsamkeit, um dem Weltkommunismus erfolgreich zu widerstehen. Leichtgläubigkeit, Kurzsichtigkeit, naive Kritiklosigkeit haben sich schon bitter gerächt. Das Schicksal vieler Glaubensbrüder soll uns eine Warnung sein.

Ein weiteres Anliegen vorzutragen sei mir erlaubt. Die Jahre des Nationalsozialismus, des Krieges, der Vertreibung haben eine große geistige und materielle Not über unser Volk gebracht. Gewiß hat der Wiederaufbau vielen geholfen, aber bei weitem nicht allen. Die geistige und die materielle Not — lassen Sie es mich noch einmal sagen — ist sehr groß. Der Staat, die öffentlichen Organe sind kühl, wenn nicht kalt, sie können nicht geistig, nicht individuell helfen. Das kann nur die christliche Nächstenliebe, ihr Wirken kann durch nichts ersetzt werden, und ihr Wirken ist in unserer Zeit notwendiger als je. Wir alle kennen das erste und höchste Gebot. Lasset uns seiner über der öffentlichen Fürsorge nicht vergessen, lasset uns immer daran denken, daß wir dem Nächsten geistige und leibliche Hilfe schulden.

Es ist mein aufrichtiger Wunsch, daß vom diesjährigen Katholikentag in der Stadt des hl. Bonifatius ein starker christlicher und abendländischer Impuls ausgehe. So soll die Tagung von Fulda bekunden, daß wir bereit sind, das gemeinsame Erbe der europäischen Völker zu verteidigen, daß wir entschlossen sind, die Freiheit zu sichern und die christliche Idee überall zur Geltung zu bringen.“

Zeugenschaft — bis an die Grenzen der Erde

Die dritte öffentliche Rede hielt Johannes *Hirschmann* SJ, Frankfurt a. M. Sie hat folgenden Wortlaut:

Hochwürdigste Väter!

Liebe Brüder und Schwestern!

Wenn zwei oder drei im Namen Jesu zusammen sind, ist er selbst mitten unter ihnen. Was aber erst, wenn zwei- oder dreihunderttausend — wie wir hier in Fulda —

darunter der Gesandte seines Stellvertreters auf Erden und die Nachfolger seiner Apostel — zusammen sind, wenn jetzt das Haupt seines Blutzweiges Bonifatius und wenn bald in der eucharistischen Gestalt des Herren Leib selbst das Zentrum dieses Raums ist? Spüren wir da nicht, wie sein Wort lebt: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“?

Aus der gleichen Stunde, aus der dieses Wort stammt, stammt auch das Wort, das über diesem Katholikentag steht: „Ihr sollt mir Zeugen sein!“ Welch eine göttliche Tatsache! Welch eine göttliche Verheißung! Welch ein göttlicher Auftrag! — Denn es ist wirklich eine Tatsache: „Ihr seid meine Zeugen“ — verbunden mit mir in Glaube und Taufe. — Wirklich eine Verheißung: „Ihr werdet meine Zeugen sein bis an die Grenzen der Erde!“ — Und ihr sollt es auch sein: „Wie mich der Vater gesandt hat, sende ich euch.“

Wir sprachen auf diesem Katholikentag davon, daß dieses Zeugnis Bekenntnis ist. Wie er sind wir dazu geboren und in die Welt gekommen, um von der Wahrheit Zeugnis zu geben. Von dieser Wahrheit können wir nicht schweigen. Das Bekenntnis dieser Wahrheit können wir nicht beschränken auf die Kammer des Herzens — auf den privaten Raum — auf die Kirche, die Sakristei und vielleicht noch den Friedhof. Wir können es nicht, auch wenn das irgendeinem Pilatus unseres Jahrhunderts wirklichkeitsfremd scheint, irgendeinem Herodes unseres Jahrhunderts lächerlich — oder beiden in ihren politischen Kram oder in ihren Etat nicht hineinpaßt. Wer an die Offenbarung der ewigen Weisheit und Liebe unseres Vaters im Himmel auf dem Antlitz Jesu Christi glaubt — wen die alles umfassende, alles verwandelnde Kraft dieses Glaubens einmal gepackt hat —, dem kann nicht gleichgültig sein, ob auch die andern Menschen diesen Glauben teilen — ob sie in diesem Glauben die Welt anschauen und anpacken. Dafür hat er nicht nur diese Welt — nicht nur die Menschen in ihr zu lieb — dafür hat er vor allem den Herrn und Vater über dieser Welt und über diesen Menschen viel zu lieb. Auf seine größere Ehre kommt ihm dann doch alles an.

Wir sprachen auch auf diesem Katholikentag davon, wie unser Bekenntnis nur dann Zeugnis ist, wenn es wirbt — wenn es überzeugt — wenn es die ganze Helle, die ganze Wärme der Liebe hat. Ohne sie ist auch der bergeversetzende Glaube ein Alpdruck auf den Herzen der Menschen. — Mit ihr zerbricht er das härteste Eis und Eisen, in das sich ein Menschenherz panzern kann. Ihr kennt doch alle solche Panzer in Menschengestalt, an deren Fanatismus oder Zynismus unser Zeugnis hoffnungslos abzurprallen scheint. Wirklich hoffnungslos? „Die Liebe hofft alles!“ Es gibt einen Stahl, härter als der härteste Panzer der Hölle, den sie schließlich doch zu durchschlagen vermag: das Zeugnis des Glaubens, der von der Liebe be-seelt ist.

Heute, auf der Höhe des Katholikentags, sprechen wir über die Weite unseres Zeugnisses. — „Bis an die Grenzen der Erde“ heißt es am Anfang der Apostelgeschichte. Und dann folgt der Bericht über die Ausstattung der zu diesem Zeugnis Berufenen mit göttlicher Kraft: über die Herabkunft des „göttlichen Zeugen“ — des Heiligen Geistes. Ist nicht ein Stück dieses Pfingstwunders heute in dieser Feier Wirklichkeit? Damals Hunderttausende: Juden, Parther, Elamiter und Kappadozier und die von Cyrene — eine lange Liste. Heute sind wohl noch mehr Nationen hier versammelt, und — o Wunder — beide

Male verstehen sich alle in einer Sprache: Credo in unum Deum . . . Pater noster. Damals unter den Hunderttausenden der Kreis der Apostel, denen der Herr sein Wort und sein Brot anvertraute, Petrus voran. — Heute die Nachfolger dieser Apostel, unsere Väter im Glauben, mit dem Gesandten des Nachfolgers dieses Petrus, und wieder — o Wunder — sie künden noch das gleiche Wort! Sie brechen noch das gleiche Brot. Damals inmitten der Apostel die Mutter des Herrn — eine Frau, die auch von diesem Worte und von diesem Brote lebte und doch die Königin der Apostel war — und noch einmal ist das Wunder unter uns: das Wunder des gleichen mütterlichen Herzens. Wir sind ihm gestern näher gekommen als je vorher in unserm Leben: wir sind ihm geweiht. Wie sollte sie nicht darum auch heute jedem von uns näher sein als je?

In diesen drei Geheimnissen lebt das Geheimnis des Zeugnisses bis an die Grenzen der Erde: im Geheimnis der Gemeinschaft aller Zonen und Zungen im Lob der Großtaten Gottes. Im Geheimnis des Amtes der Apostel und des Petrus. Im Geheimnis des mütterlichen Herzens — das die Mitte der Schöpfung ist, auf die das Feuer des Geistes fiel.

Zeugnis bis an die Grenzen der Erde! — Das mag in den Ohren der Apostel fast geklungen haben wie Zeugnis bis an die Grenzenlosigkeit der Erde. Uns klingt es anders. Wir spüren, wie rasch diese Grenzen zusammenrücken — wie die kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen der Völker wachsen. Wir spüren es schmerzlich im Schicksal unseres Volkes. Mit diesen Verflochtenheiten wächst auch die religiöse. Zeigt das nicht diese Feier? Wie weit entfernt sind die Äcker, auf denen die Weisheit und das Beispiel wuchsen, die uns heute hier Brüder und Schwestern aus der weiten Welt schenken werden. Und in welche Weite nehmen sie das Erlebnis unseres Glaubens mit. — Muß es uns da nicht bekümmern, daß die Zahl der Nichtchristen in dieser Weite noch über doppelt so groß ist wie die der Christen? Daß sie rascher wächst? Daß die Zahl der Priester nicht reicht, den Getauften zu dienen, geschweige denn den Ungetauften die Frohe Botschaft zu bringen? Und das in Jahren, in denen in Afrika und Asien Hunderte Millionen auf der Suche nach einem neuen Gott sind! — Pius XI. schrieb einmal, daß ihn der Gedanke daran nicht schlafen lasse. — Wem von uns hat so ein Gedanke einmal eine schlaflose Nacht gekostet? — Wir erinnern uns an die Bitte unseres Heiligen Vaters an den Katholikentag in Mainz, zur missionarischen Tradition unseres Volkes zu stehen. Erinnern wir uns auch noch an das Wort des Bochumer Katholikentags von der Einheit zwischen sozialem Apostolat und Weltmission! Und dann an das Wort des Berliner Katholikentages: Deutschland muß wieder ein Land von Missionaren werden! Wie vielen von euch sage ich nichts Neues, wenn ich daran erinnere, daß die Forderung des Katholikentages in Passau-Altötting nach einem Missionsrat der katholischen Kirche in Deutschland letztes Jahr Wirklichkeit wurde? „Brüder, es ist Zeit, vom Schläfe aufzustehen.“ Bis an die Grenzen der Erde geht der Auftrag. Und wir sagten in Mainz: „Die Treue zur Weltmission bedeutet den Segen für die Heimatkirche.“

Wir brauchen diesen Segen gegenüber dem Fluch, den das Versagen von Getauften in den Missionsländern ausgelöst hat und noch auslöst und der sich nicht nur gegen unsere Völker, sondern auch gegen unsere Kirche zu wenden beginnt. „Als die Weißen kamen“, sagte kürzlich

ein Afrikaner, „hatten wir das Land und sie die Bibel. Heute haben sie das Land und wir die Bibel.“ Sind wir nicht mit daran schuld, wenn viele von ihnen diese Bibel doch noch nicht haben? Es hilft uns wenig, wenn bei jenen Ersatzreligionen, die heute mit dem Schlagwort „die christliche Mission ein Werkzeug des Imperialismus“ billige Propaganda treiben, selbst so viel Gegensätze zwischen den großen Worten und dem, was sie tun, sind, daß sie noch unglaubwürdiger sind als wir. — Die Unglaubwürdigkeit eines Christen bleibt der größere Schaden für das Evangelium. „Wenn die Christen alle als Christen lebten, wäre ganz Indien christlich“, sagte Mahatma Gandhi. — Sind wir nicht mit schuld, wenn Gestalten wie die seine den nichtchristlichen Völkern heute leuchtender scheinen als die Heiligen unserer Kirche? Und da diskutieren wir schon darüber, ob wir, wenn wir bald mit Marsbewohnern zusammentreffen, auch sie missionieren sollen. — Es gibt noch weiße Flecken auf der Landkarte der Erde, die uns näher liegen als der Mars! Und es gibt sogar noch weiße Flecken auf der Landkarte unseres tagtäglichen Lebens, in die die Frohbotschaft des Herrn ebensowenig eingedrungen ist wie in die entlegenen Täler von Tibet. Ohne ernste Besinnung auf die Echtheit unseres eigenen christlichen Lebens ist unsere Heidenmission unglaubwürdig. Ohne die Ausrichtung auf die Heidenmission allerdings ist unser Christentum nicht echt.

Wenn wir diese Besinnung auf die Weite unseres Zeugnisses am Grabe des hl. Bonifatius vornehmen, sind wir uns bewußt, daß das Grab des hl. Bonifatius in unlösbarer Verbindung steht mit einem andern Grab — dem Grabe des hl. Petrus in Rom. Die deutschen Katholikentage waren immer Tage des Bekenntnisses unseres Glaubens an das Geheimnis des Petrusamtes. — Das muß ganz besonders von einem Katholikentag gelten, der von der Weite unseres Zeugnisses spricht. Das Geheimnis der Weite des christlichen Zeugnisses und das Geheimnis dieses Amtes hängen aufs engste zusammen. — Das Amt des Petrus ist ein Zeichen der Einheit der Kirche in der Weltweite ihres Zeugnisses. — Es ist eine gottgeschenkte Sicherheit gegen zwei Gefahren, denen die menschliche Schwäche seiner Zeugen oft erliegt. Die erste Gefahr ist die allzu enge Verflechtung zwischen der Glaubensverkündung und nationalen wie wirtschaftlichen Interessen der Verkünder: zwischen dem Pfeffer und den Seelen. — Die zweite ist das Ärgernis der gespaltenen Christenheit. — Darum ist unser Bekenntnis zum Glaubensgeheimnis des Petrusamtes keine Gefährdung der kirchlichen Einheit. — Wir leiden auch darunter, daß dieses Amt, Siegel der göttlichen Einheit, vielen, die sich zu Christus bekennen, Anlaß der Trennung ist. — Das kann uns nicht davon abhalten, darum zu beten, daß der Tag kommt, an dem die Kraft dieses Amtes, dem einst Sankt Bonifatius die ganze Kirche unserer Heimat verband, ungebrochen wieder unserm ganzen Volke zuteil wird. Beten darum dürfen und müssen wir doch. Die Erfüllung dieses Gebetes erwarten wir nicht von unserm eigenen Tun; schon gar nicht von Mitteln, die im Widerspruch zu jener Ehrfurcht stehen, die unser Herr selbst vor jedem menschlichen Gewissen hatte und uns gelehrt hat. Wir bitten unsere Brüder und Schwestern aber zugleich, uns zu glauben, daß wir dieses Bekenntnis zum Papsttum auch deshalb ablegen, weil wir glauben, die Hoffnung der Welt auf Jesus Christus und der wahrhaft ökumenische, allumfassende Charakter unseres christlichen Zeugnisses sind entscheidend gefährdet, wo beides nicht in der vorbehaltlosen Gefolgschaft zum Amtsnach-

folger jenes Apostels steht, der dem Herrn gesagt hat: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!“ Und dem der Herr gesagt hat: „Du aber stärke deine Brüder!“

Zwei Menschen haben im Zeugnis der Kirche einen einzigartigen Vorrang: Petrus, der Stellvertreter Christi, und Maria, seine Mutter. Petrus bezeugt ihn als Haupt der Schöpfung. Maria bezeugt ihn als ihr Herz. — Auch das Geheimnis des Herzens Mariens hängt unlösbar zusammen mit dem Geheimnis der Weltweite unseres Zeugnisses. Schaut — die Kirche ehrt als Patron ihrer Missionen Franz Xaver, den Missionar in der Weltweite seines Zeugnisses. Sie ehrt als Patronin die schlichte heilige Therese, deren Leben im kleinsten Kreise verlief. Aber ihr Herz war ebenso weltweit wie das Herz Xavers. Auf dieses Herz kommt es an. Darauf, daß das Wort Gottes ins Herz aufgenommen, im Herzen bewahrt wird, daß wir ihm Raum geben in unserm Leben, das wir ausstrahlen in die Welt. Das war das Zeugnis, das wie kein anderer von uns, und doch in Vertretung von uns allen, Maria in ihrem Ja von Nazareth gab. Und ebendarum ist sie, die Mutter des Herrn, auch die Mutter aller: „Dein Mantel ist so weit und breit — er deckt die ganze Christenheit — er deckt die ganze weite Welt.“

Wie froh ist einem zumute, wenn man von diesen drei Geheimnissen unseres Zeugnisses bis an die Grenzen der Erde sprechen kann in solch pfingstlich weiter Gemeinschaft wie heute und hier. Wie schwer wird es uns morgen schon sein, dieses Zeugnis wieder zu leben in der Einsamkeit und Ohnmacht des Alltags. Nehmt aus dieser großen Stunde in diesen Alltag den erneuerten Glauben mit: Ich bin nie allein. Ost und West, Nation und Ausland, Heimat und Mission, all das kann uns nie so weit trennen, wie Christus uns vereint. — Ihr 300 000, „ihr alle seid einer in Christus Jesus“. Papst und Bischöfe, unsere Väter im Glauben und wir, die Laien in der Kirche, haben ein unterschiedliches Zeugnis. Aber auch dieser Unterschied ist nie so groß, daß nicht größer die Einheit wäre: „Ihr alle seid einer in Christus Jesus.“

Wir haben für diese Einheit zwei gottgeschenkte Zeichen. Das erste ist das mütterliche Herz Mariens. Als wir uns ihm gestern abend weihten, da schwankte ihr Bild vor uns, und manche von uns bangten. Aber nehmt das als Andeutung der tieferen entgegengesetzten Wirklichkeit: In Wirklichkeit sind wir immer die Schwankenden. In Wirklichkeit hält sie uns — und hält uns zusammen. Das zweite Zeichen ist das Zeichen von Brot und Wein. Wir gehören zusammen wie Fleisch und Blut des Herrn auf dem Altar. In diesem Zeichen bleiben wir im Zeugnis dieser Stunde vereint, wenn uns wieder die Wege von Fulda in alle Welt hinein entlassen: im Herzen unserer Mutter, im Fleisch und Blut auf jedem Altar, deren Segen über uns die Feier beschließt.

Nach der Rede von P. Hirschmann verlas der Präsident des Zentralkomitees, Karl Fürst zu Löwenstein

Die Botschaft des Heiligen Vaters

Das Treubekennntnis Unserer in Fulda um die Vollzahl ihrer Oberhirten versammelten Söhne und Töchter hat Uns mit Freude und Trost erfüllt. Wir entbieten ihnen allen Unseren väterlichen Gruß, insbesondere den von ostwärts Erschienenen. Wo sie leben, findet das Grundthema eures Katholikentags: „Ihr sollt mir Zeugen sein“, weitgehend mutige, ja oft heldenhafte Verwirklichung.

Die Krypta im hohen Dom der Bonifatiusstadt mit den kostbaren Überresten eures großen Glaubens- und Blutzeugen sei euch Sinnbild und mahnendes Mal, Zeugnis abzulegen für euren Glauben an den persönlichen Gott, an den Gottmenschen Jesus Christus, an seine Kirche, die einzig wahre, die er auf den Petrus-Felsen gebaut hat:

Zeugnis für die Unbedingtheit dieses Glaubens und seiner sittlichen Forderungen — sie ändern sich nicht, als ob sie nur Funktionen sozialer und kultureller Wandlungen wären, sie sind vielmehr dieselben für alle, immer und überall;

Zeugnis für die sachliche Wertung dieses Glaubens — nur Gott, der unsterblichen Seele, der Wahrheit und Gnade Christi kommt absoluter, unbedingter Wert zu. Alles übrige, mag es zeitlich bedingt noch so hochwertig sein, bleibt zweitrangig;

Zeugnis für die Wirklichkeits-Geltung dieses Glaubens — freie Bahn seinen Segnungen im Dasein des Einzelnen wie im Leben der Gemeinschaft, auch dort und gerade dort, wo die Gesetze geschaffen werden, wo es um die Hoheitsrechte der Ehe und Familie, um die Heranbildung und Erziehung der Jugend, um die soziale Ordnung geht, wo das seelische Antlitz, Geist und Sitte des Volkes und Staates geprägt werden;

Zeugnis für die Weltgeltung dieses Glaubens — Einsatz für die Sendung der Kirche, zuerst gewiß bei euch selbst und in eurer weiten Diaspora, darüber hinaus aber auch für ihre Sendung an die ganze Welt, an Kontinente, Reiche und Völker, wo die Kirche vor großen Aufgaben und Hoffnungen oder aber in schwerer Drangsal und in erbitterten Kämpfen steht.

Daß euch der allmächtige Gott auf die Fürbitte der Jungfrau und Gottesmutter Maria, eurer Apostel Bonifatius und Petrus Canisius sowie der hl. Elisabeth die Gnade verleihe, Zeugnis für Christus abzulegen: beharrlich, aus der Kraft täglichen inbrünstigen Gebetes, in einfacher, allem Luxus, aller Verschwendung, aller Überbetonung des Materiellen abholden christlicher Lebensführung — als Unterpfand dessen erteilen Wir euren von Uns hochgeschätzten Oberhirten, den anwesenden Vertretern der städtischen und hohen staatlichen Behörden, euren Priestern und den an ihrer Seite für das Heil der Seelen Mütigen, euch allen, geliebte Söhne und Töchter, eurem Volk und Vaterland aus der Fülle des Herzens den Apostolischen Segen.

Die Ansprache des Apostolischen Nuntius

In seiner Ansprache würdigte der Apostolische Nuntius die Tugend des hl. Bonifatius, seine kindliche Liebe und Treue gegenüber dem Statthalter Christi auf Erden.

„Dieser Geist der unwandelbaren Treue zum Papste wird heute noch von den deutschen Katholiken als sein kostbares Erbe gepflegt. Die jährlichen Feiern zu Ehren des regierenden Heiligen Vaters bezeugen es. Will man aber wie er ein opferfroher Zeuge Christi und seiner Kirche sein, so ist die enge Verbindung mit dem Heiligen Vater eine unerläßliche Voraussetzung.“

In diesen Tagen der Verworrenheit und Haltlosigkeit im Glauben, der unheimlichen Zerrüttung und Zügellosigkeit der Sitte, ist es notwendig, sich vom apostolischen Lehramte den Weg weisen zu lassen. Zu diesem Zwecke reicht unser Heiliger Vater, Papst Pius XII., jedem Katholiken die helfende Hand. In den grundlegenden und zeitnahen Wahrheiten durch diese oberhirtliche Unterweisung geführt, wird es euch leicht sein, mit der Kirche zu fühlen,

den Glauben zu schätzen, die tiefen Kräfte der Seele zu erneuern, Richtlinien der christlichen Sittenlehre zu befolgen, nach dem Heldenhaften in christlicher Großmut zu streben.

Dazu braucht ihr gerade in dieser Zeit das Gebet. Organisationen, Tagungen und Aussprachen genügen nicht, das Gebet muß all unser Tun beseelen. Der Volksmund sagt mit tiefer Weisheit: ‚Wer recht zu beten weiß, der weiß auch recht zu leben‘.

Von Herzen danke ich euch, daß ihr mir Gelegenheit gegeben habt, diese schlichten Gedanken zu sagen, mit nach Hause zu geben.

Als Vertreter unseres hochverehrten Heiligen Vaters entbiete ich euch und euren Lieben daheim meine herzlichsten Grüße. Ich erlebe für euch und eure Glaubensbrüder in Ost und West das Vollmaß des Segens Gottes, damit jeder einzelne von euch und euer Vaterland, einig und darum im Herzen ungeteilt, ihm Zeugnis geben.“

Das Bekenntnis der Missionskirche

Zu einem Höhepunkt der Schlußfeier gestaltete sich das Bekenntnis der Vertreter der Missionskirche. Es war getragen vom Bewußtsein der gegenseitigen Verantwortung für die Verkündigung des Wortes Gottes in dieser Welt, vom Verlangen nach Hilfe aus der alten abendländischen Welt für die junge Missionskirche und von der erschütternden Erfahrung der in Kerkern und Konzentrationslagern leidenden Kirche des Schweigens.

Das Schlußwort sprach der Erzbischof von Köln, Joseph Kardinal Frings. Er sagte:

„Mir ist die ehrenvolle Aufgabe zugefallen, das Schlußwort zum 76. Katholikentag zu sprechen. Ich tue es als Vorsitzender der Fuldaer Bischofskonferenzen in der Freude des Herzens über die einmütige Zusammenarbeit zwischen Klerus und Laien, die sich hier am Grabe des

Apostels der Deutschen gezeigt hat. Ich tue es mit einem Herzen voll Dankbarkeit gegen Gott, der diese Tage mit seiner Gnade gesegnet hat, gegen unsern Herrn und Heiland Jesus Christus, der unter uns geweiht hat im heiligsten Opfer und Sakrament, gegen seine Mutter, die allerseeligste Jungfrau, die unsere Weihe entgegengenommen hat. Voll Dankbarkeit gegen unsern Heiligen Vater in Rom und seinen Stellvertreter in Deutschland, den Hochwürdigsten Herrn Nuntius, dessen Amt einst in unvergeßlicher Weise Papst Pius XII. selbst innegehabt hat. Voll Dankbarkeit gegen das Zentralkomitee und das Lokalkomitee, deren unsägliche Arbeit nun reichlich belohnt erscheint.

„Ihr sollt mir Zeugen sein!“ Das ist der Ruf von Fulda, den Christus der Herr selbst uns mit auf den Weg gibt, euch Katholiken des deutschen Ostens und euch Katholiken des deutschen Westens, dir katholische Jugend, Mannes- und Frauenjugend in Ost und West! Ein Wort des Trostes; denn was kann es Herrlicheres geben als das Bewußtsein, von Christus selbst aufgerufen zu sein, Zeugnis abzulegen durch Wort und Leben und Opfer für die Wahrheit, die göttliche Wahrheit, die allein der Welt das Heil geben kann.

Und ein Wort ernster Mahnung, denn wir wissen nicht, welche Opfer dieses Zeugnis von uns fordern wird. Das wissen wir weder im Osten noch im Westen. Wir können nur, im Bewußtsein unserer menschlichen Schwäche, immer wieder in Demut um Kraft und Gnade von oben flehen, daß wir im Augenblick der Prüfung bestehen.

So wollen wir einander die Hände reichen, ein einig Volk von Brüdern; einig in unserem Herrn Jesus Christus, der unser aller Haupt ist, wir sind Glieder seines Leibes. Und seine Gnade begleite uns auf allen unsern Wegen.“

Mit einer Sakramentsandacht wurde der Katholikentag beschlossen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Für die Kirche auf dem Lande. Allgemeine Gebetsintention für November 1954

1. Die Kirche auf dem Lande war lange Zeit das Unterpfeiler katholischer Sicherheit und Stärke. Es hat einiges gekostet, bis wir zu der Erkenntnis durchdrangen: die Kirche auf dem Lande ist sehr gefährdet, sie ist sogar todkrank, das Land ist Missionsgebiet, auch in Westdeutschland (vgl. Herder-Korrespondenz 8. Jhg., S. 91 f.). Noch stehen wir vor der abschließenden Einsicht, daß es weithin keine „Kirche auf dem Lande“ mehr gibt und geben wird, die man der Kirche in der Stadt gegenüberstellen könnte. Stadt und Land haben sich fast überall stark vermischt. Aber der Mensch vom Lande, der gebürtige Dörfner, unterscheidet sich vom Menschen aus der Stadt ähnlich wie der Neureiche vom wohlhabenden Bürger: er hat seine überlieferte Lebensform verloren und die neue noch nicht gefunden. So ist er gegen die Gefahren der Stadt noch nicht immun, er lebt mitten im Rausch des steigenden, aber sittlich verzehrenden Lebensstandards. Die Intensität der landwirtschaftlichen Erzeugung hat den Übergang zum rationalisierten, möglichst maschinellen Farmbetrieb erzwungen. Der Kampf um Preise und Absatz zieht die Landwirtschaft ganz in die allgemeine Wirtschaftsentwicklung hinein, ja macht sie zum protegierten Konsum-

mentenstand der Industrie. Aber von den „geistigen“ Erzeugnissen der Stadt dringen außer der Technik, Chemie und einem kalkulierenden Denken nur die Flut der Illustrierten und das Kino ins Dorf; und der Volkswagen, den der Bauer, und das Motorrad, das der Bauernsohn anschafft, fahren ihre Besitzer sonntags nicht nur rasch zur Kirche, sondern auch auf Ausstellungen und zu Vergnügungen der Kreis- und Provinzstadt. Diese Motorisierung zieht bereits viele Hoferben in andere Berufe, denn es gefällt ihnen, wie die Handwerker und Arbeiter am Samstagmittag Feierabend zu machen und dann in sportlicher oder erotischer Begleitung in die Ferne zu schweifen. Das Land hat keine eigene Mitte mehr, auch nicht in der Kirche.

2. Will man für die Kirche auf dem Lande beten, so ist es gut, zu wissen, was die Christen des Landes brauchen: was man aus ihrem ländlichen Erbe versuchen soll zu halten, und wo man in der Pastoral dem neuen Lebensrhythmus folgen sollte. Es mag noch so viel industrialisiert oder versichert werden, eine fundamentale Abhängigkeit des Landmenschen von der Natur bleibt. Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, stirbt nicht so schnell im Bewußtsein des Bauern, wenn er auch einiges von seiner Allmächtigkeit eingebüßt zu haben scheint. Aber auf dieser Grundlage wächst keine christliche Dynamik, sondern nur eine do-ut-des-Gläubigkeit kultischer Konven-